



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



*Monographien zur
deutschen kulturgeschichte*

Georg Steinhausen

9/14/02
10/10/02
✓

Monographien zur **deutschen Kulturgeschichte**
I. Band: Der Soldat

Von diesem Buch wurde eine nummerierte Liebhaberausgabe auf Bütttenpapier in 100 Exemplaren zum Preis von 8 Mark hergestellt. Die Sammlung, Anordnung sowie Bestimmung der Bilder geschah durch die Verlagsbuchhandlung. Die Titelzeichnung ist von J. B. Eissarz.

len, reichlicher
für die Ge-
ichte jedes an-
en Standes,
d für die des
oldaten bisher
schlossen, aber
r einseitig als
bel der polis-
hen Gewalt
er gewürdigt
rden. Nicht
oldat auf die
ihr erfahren
genden Dar-
die Antriebe

sind, die besonders auf ihren früheren Stufen die Gesamtkultur durch kriegerische Thätigkeit empfängt, so spiegelt wiederum kein Zug im Antlitz eines Volkes so treu sein inneres Leben wieder wie sein Kriegswesen. Weniger von den technischen Einrichtungen der Taktik und Bewaffnung gilt dies, die mehr für die äußere Kultur einen Maßstab abgeben, als für die Heeresergänzung und die soziale Stellung des Kriegers. Bei den Völkern der verschiedensten Zeiten sehen wir der staatlichen Entwicklung entsprechend in regelmäßiger Abwandlung gewisse Stufen der Wehrverfassung sich abspielen. Der Waffenpflicht jedes Wehrfähigen folgt das Waffenrecht einer bevorrechteten Klasse, diesem die Erwerbsfreiheit des Söldners. Von den Eigenhufen germanischer Freien zog der Heerbann zu Felde, die Lehengüter der Feudalität entsandten die berittenen Wappner zu des Kaisers Heer, die erwerbslosen Söhne der ärmlich emporgeschossenen Städte folgten den werbenden Fahnen der Landknechte, bis in den Gräueln des großen

Krieges mit der stülpischen zugleich die kriegerische Tüchtigkeit der Deutschen zu vermorschen schien. Aber während überall sonst die Herrschaft zügellosen Söldnertums den unaufhaltsamen Verfall des Staatswesens einleitet, waren im deutschen Volkstum Kräfte zu neuem Leben wirksam. Ihrer nicht die kleinste war die Fähigkeit, mit den Forderungen einer neuen Zeit die Schöpfung eines wahrhaften Volksheeres in Einklang zu bringen, eine Aufgabe, gelöst durch die Neuorganisation Brandenburg-Preußens.

Das Volk, das schon nach seines ersten Beurteilers Tacitus Worten von keinem andern an Wehrtüchtigkeit und Treue übertroffen wurde, dessen erste Gesamtbezeichnung im furor teutonicus fortlebt, hat zu allen Zeiten dem Krieger eine besondere Ehrenstellung angewiesen, aber als Stand tritt dieser erst auf der Stufe des Söldnertums hervor. Von einem Kriegerstande kann nicht die Rede sein, so lange Volk und Heer eins sind. Nicht nur zu Tacitus' Zeit wurde erst durch die Wehrhaftmachung der Jüngling ein Teil des Staates, auch die Reichsversammlung der Merovingen war wesentlich Heerschau; von ihrer Stätte ist man nicht selten in den Krieg gezogen. Die Unmöglichkeit, eine fast ausschließlich landbauende Bevölkerung mit der Last immer weiter ausgedehnter Heerfahrten zu beschweren, führte zwar dahin, daß die zu Kasse Dienenden sich zu einem neuen Stande zusammenschlossen, aber schon im zwölften Jahrhundert war dieser zum Geburtsstand geworden. Der Grundbesitz, lebensweise als Lohn für den Kriegsdienst gegeben, zog unweigerlich die Erblichkeit nach sich. Wie er schon in der Urzeit Rechte und Pflichten des Volksgenossen begründet hatte, so that er es jetzt für diejenigen, die mehr und mehr beides für sich in Anspruch nahmen.

Erst die Mobilisierung des Besitzes ließ mit andern Ständen den des Soldaten als Beruf entstehen. Der durch Handel und Gewerbe gebildete neue Faktor im Wirtschaftsleben, das Kapital, gewährte die Möglichkeit, wie andre Kräfte auch die kriegerischen fortan nicht allein mit Grundbesitz zu entlohnern. Es ist die gleiche Entwicklung wie bei dem zweiten Stande, auf dem der moderne Staat beruht, dem des Beamten. Erst der Ersatz der Naturalbesoldungen durch ein regelmäßiges Geldgehalt schuf ein Beamtentum, dem Dienstpflicht über Vorteil ging. Wie bei diesem Stande läßt bei dem des Soldaten das in der Entstehung wirksamste materielle Element manche unerfreulichen Erscheinungen zu Tage treten. Ihre mehr oder minder kräftige Überwindung durch sittliche Einflüsse und ihr Obstegen bestimmen in der Folgezeit den sozialen Charakter des Standes.

Spuren des Söldnertums finden sich bereits auf den seiner Herrschaft vorangehenden Stufen des Heerwesens. Dahin gehört die germanische

Gefolgschaft, die um Unterhalt und Geschenke dienend in Krieg und Frieden die Leibwache des Fürsten bildet, dahin die Ministerialen, das Hofgefolge des Dynasten, die, obgleich oft persönlich unfrei, auf Grund dieser Hoffstellung den Vorrang vor der übrigen Ritterschaft beanspruchen. Zu umfassender Ausbildung gelangt das Söldnerwesen infolge des Verfalls feudaler Kriegsverfassung und Kriegsführung. Je mehr in den Vasallen durch die Erbllichkeit der Lehen das Gefühl der Unabhängigkeit wuchs, um so unzuverlässiger wurden sie, um so eigennütziger bestrebt, ihre Dienste teuer zu verkaufen. Die Fürsten dagegen bis hinauf zu des Reiches Oberhaupt bedurften, je weiter sie ihre politischen Ziele steckten, eines fähigen, zuverlässigen Materials zur Ausführung. Der Zwiespalt zwischen Friedrich dem Rotbart und Heinrich dem Löwen zeigt diesen Interessentkonflikt auf tragischer Höhe. Kein Wunder, daß die in Deutschland immer verhaßter werdenden Römerzüge der Kaiser dem Söldnertum den Boden bereiteten, daß be-

Abb. 4. Mittelalterliche Wagenburg. Federzeichnung aus dem Hausbuch des Fürsten Waldburg-Wolfegg.

reits der gewaltige Höhenstaufe wider die unzählbaren Lombarthen Söldnerscharen ins Feld führte. Ob auch die Ansprüche deutscher Herrschaft auf Italien mehr und mehr zusammenschrumpften — der deutsche Söldner war unentbehrlich geworden und mit deutschen Hieben werden die zahllosen Fehden eingebornen Gewaltthaber seit dem vierzehnten Jahrhundert ausgefochten. Eine Rückwirkung auf die Heimat konnte bei dem beständigen Ab- und Zurückströmen der lebendigen Kräfte um so weniger ausbleiben, als infolge der Verschlechterung in der wirtschaftlichen Lage der Ritterschaft die Entdeckung einer neuen Erwerbsquelle für sie eine erwünschte sein mußte. In Deutschland wie in Italien bildete sich die Übergangsstufe des Solddritters; zu weiterem Umfang gelangte die neue Organisation erst, als eine veränderte Taktik größere Massen von Fußstreitern erforderte.

Auch nach dem Zerbröckeln der feudalen Heeresverfassung blieb das taktisch Entscheidende der

Kampf der in der Regel, wenn auch nicht ausnahmslos zu Rosse fechtenden Ritterschaft. Die unterste taktische Einheit des Heeres bildete die Gleve, so genannt nach der Ritterlanze. Sie bestand aus dem Ritter mit zwei Rossen für Kampf und Marsch, einem Diener und einem Schützen, beide ebenfalls beritten, also drei Mann und vier Pferden. Bis ins fünfzehnte Jahrhundert werden die Heerhaufen nach Gleven oder Helmen berechnet. Eine solche Atomisierung machte eine taktische Gliederung unmöglich; das Gefecht vollzog sich in den schwerfälligen Formen des Turniers. Die Felduntauglichkeit solcher Organisation wurde durch die furchtbaren Lehren der Schlachten im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts klar. Wie 1302 die französische Ritterschaft in der Sporenschlacht von Coortryk den Eisenkolben der flandrischen Bürger erlag, so 1315 das Heer Herzog Leopolds von Oesterreich am Morgarten den Morgenssternen und Hellebarden der Schweizer. Von da

ab begann mit wachsender Schnelligkeit das Fußvolk das bisherige Übergewicht der Reiterei und ihrer Ständesvertreter zurückzudrängen. Langsam gewann eine um dieselbe Zeit einsetzende zweite Veränderung Einfluß. Ist das über der Entdeckung des Pulvers als Kriegswaffe schwebende Dunkel auch nicht gelichtet, so stimmen doch alle Nachrichten überein, sie einem deutschen Mönch im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben, den die Überlieferung Bertold Schwarz nennt. Die Schwerfälligkeit der neuen Waffe und die Langsamkeit der Verbesserung, die erst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts das Kuntenschloß zu Stande brachte, ließ noch lange Zeit auch die kleineren Kaliber nur bei Verteidigung und Verrennung fester Plätze Verwendung finden. Dem Fernkampf im Felde diente bis zum Ende des Mittelalters die aus dem Handbogen durch Erhöhung der Spannkraft und Verwendung des Stahls hervorgegangene Armbrust. Von den Kreuzfahrern mit heimgebracht fand sie Ausbildung und Verbreitung, war aber umständlich zu bedienen, zumal man auch im freien Felde zur Deckung des Schützen große Seßsilde zu gebrauchen pflegte, die unten mit Eisenstacheln versehen in den Boden gestossen, auch wohl auf Karren befestigt wurden. Die Ausrüstung der als Schützen bezeichneten Mannschaft bildeten in der Regel zum größeren Teil Armbrüste, zum kleineren Büchsen. Von großem Einfluß auf

Abb. 5. Zwei Soldaten im Gespräch. Mitte des 15. Jahrh. Kpfr. vom Meister P. W. von Köln. Wien, Hofbibliothek. B. VI 310. 3.

die Taktik des Fernkampfes wurde im fünfzehnten Jahrhundert die von den Hussiten überkommene Wagenburg. Aus einem bloßen Beförderungsmittel



Abb. 7. Belagerung einer Stadt im 15. Jahrhundert. Holzschnitt aus Vergil, Straßburg, Orieninger, 1502.



mittel wurden die
durch Ziskas Feldherrn
zu einem Kampfmittel
bis weit in das 16.
Jahrhundert hinein bl
Sitte den deutschen K
zwischen den in vier bi
Zeilen fahrenden Wag
Trosses zu marschier
sichern Deckung gegen
lichen Überfall. Das
aber wurde durch die
förmig zusammengefaß
Wagen zu einer Festun
geschaffen. Da sie die
lichkeit bot, neben Sch
auch größere Feuern
ins Feld zu führen, ist
Kämpfung durchaus z

Fortbildung von Artillerie und Infanterie wichtig
geworden. Die zur Lenkung der Wagenburg not
wendige Übung veranlaßte förmliche Manöver, wie
ein solches 1447 von der Stadt Erfurt berichtet
wird. Das Wesen der neuen Formation, die Festig
keit und Beweglichkeit vereinte, schildert drastisch
der bekannte Nürnberger Hans Rosenplüt:

Die von Nürnberg schickten aus ein Tier,
Das war so grausamlich gestalt,

berufene Konzil den Geistlichen verbot, „mit räu
berischen Söldnerbanden, mit Armbrustschützen
oder dergleichen Blutmenschen kirchlich zu ver
kehren“, vergeblich die Abneigung der Ritterschaft
gegen das „unchristliche“ Schießen und ihre immer
mehr verstärkte Rüstung. Söldner, zum Teil mit
Feuerwaffen, bilden seit dem fünfzehnten Jahr
hundert den Kern der Heere. Die Führung dieser
Entwicklung hatten die Städte, wie sie auch auf

Hilfe. Kpfr. aus der Werkstatt von Martin Schongauer Berlin, Kupferstichkabin. B. 53.

anderen Gebieten des Staatslebens, dem Finanz- und Polizeiwesen, vorangingen. Waren sie doch ihrem Wesen nach kriegerisch, ohne Befestigung nicht denkbar in Zeiten, wo das Recht nicht Schutz gewährte, sondern bedurfte. Wie die altrömische Bezeichnung der Mauern — *moenia* — ursprünglich Frohndienste bedeutet, so war die erste regelmässige Steuer in den deutschen Städten — Ungeld von ihrem Ausnahmeharakter genannt — zum Bau der Mauern bestimmt, welche an Stelle der früheren aus Holz und Flechtwerk hergestellten Befestigung um die Dörfschaften emporwuchsen. Nicht selten sank mehr als eine Generation der Bürger ins Grab, ehe die Enkel sich des sichern Schutzes erfreuen durften, und noch lange erinnerte der Name der Steinbusse, die als Strafe verhängte Lieferung von Steinen zum Mauerbau, auch nach ihrer Ablösung durch Geld an die Mähe der Vergangenheit. Den stolzen Bau aber mit seinen ragenden Türmen und Zinnen finden wir mit Recht als häufiges Wahrzeichen in das Stadtwappen aufgenommen. War doch der Schutz, den er gewährte, ein unbedingt sicherer,

so lange die Verteidigung das Übergewicht über den Angriff hatte. Das war aber den früheren Belagerungsmaschinen und auch den schwerfälligen, schlecht bedienten Geschützen der ersten Zeit gegenüber durchaus der Fall. Ein Sturm, wenn nicht durch List oder Überraschung unterstützt, erforderte furchtbare Opfer bei der erbarmungslosen Kriegsführung, die alles erlaubte, was schaden konnte. Regelrechte Belagerung aber war schwierig, da dem Feind die Lebensmittel so schnell ausgingen wie der Stadt, die Heere nie lange zusammengehalten werden konnten und Entsatz zu fürchten war. Denn durch Briefstauben die Verbindung mit außen aufrecht zu erhalten, hatte man schon in den Kreuzzügen von den Sarazenen gelernt. So waren die Städte auch in Reichskriegen als Stützpunkte von unvergleichlicher Wichtigkeit. Seit Kaiser Heinrich IV. es erfahren und dankbar anerkannt, war die allgemeine Dienstpflicht in ihnen Regel geblieben unter dem stäten Zwang der Wachsamkeit gegen mißgünstige Nachbarn. Als aber das reicher ausgestaltete Erwerbsleben weitere Kriegszüge für den Bürger beschwerlicher



machte, da ermöglichten es den Städten ihre finanziellen Hilfskräfte, des neuen Kampfmittels zunächst ausgiebiger sich zu bedienen als ihre Gegner. Auch das städtische Kriegswesen hatte sich zuerst dem ritterlichen angeschlossen. Den Kern ihrer Streitmacht bildeten die rittermäßig gewaffneten berittenen Geschlechter, für die daher der Name Konstosier aufkommt, bis mit der Demokratisierung der politischen Verfassung im vierzehnten Jahrhundert eine solche der Kriegsverfassung eintritt

tung gewinnt. Zwei Nachrichten aus Magdeburg kennzeichnen die Veränderung der Zeiten. Um 1280 hielten die dortigen Kunstabel auf der Stadtmarsch, einer Elbinsel, ein Turnier in den feierlichen Formen eines Festspiels, Gral genannt, das ihrer einer, Brun von Schönebeck, gedichtet: 1387 hielten die Bürger an derselben Stätte einen Schützenhof. Länger als die von den Städten selbst gestellte Mannschaft hielten die von ihr geworbenen Söldner an den ritterlichen Formen fest, da

muten. Den Adel drängte der Vermögensverfall, herbeigeführt durch die von den Städten vertretene neue Wirtschaftsordnung, den einzigen Erwerb zu suchen, den seine Erziehung ihm ermöglichte, sei es auch bei eben diesem Feinde. Zahllos saßen auf den Burgen nicht nur, auch in kleinen von ihnen abhängigen Städten und in Dörfern die erbelosen jüngeren Söhne des Adels, bereit für jede Sache in den Stegreif zu treten. Das von ihnen gewahrte Privileg des Rosdienstes ließ sich aber nicht mehr behaupten; zu ihnen gesellten sich Abenteurer jeden Standes. Wer einer Strafe entronnen, einer Stadt verwiesen, jeder, für den in der strengen Gesellschaftsordnung kein Platz war, schlug sich zu den Rotten, die vom immerwährenden Kriege lebten, Gesellen, die mit der Vergangenheit auch den frühesten Namen hinter sich geworfen hatten, die Smeckerbraden, Gripeto, Gladenduvell. In genau formu-

lierten Dienstbriefen wurden die Bedingungen festgesetzt, unter denen der berittene Söldner der Stadt seine Kriegstätigkeit zur Verfügung stellte, meist auf ein Jahr, und früh entwickelte sich ein militärisches Unternehmertum, indem ein erfahrener Kriegsmann die Anwerbung einer Anzahl Gleben, d. h. Ritter mit Knappen, übernahm. Die Dienstbriefe lassen ein recht geschäftsmäßiges Abwägen der beiderseitigen Verpflichtungen erkennen und verfehlen nicht, über das Verteilen der Beute genaue Bestimmungen zu treffen. Denn nur zu viel Gewicht wurde auf diesen Punkt bei einer Kriegsführung gelegt, die zu großen Schlägen nicht fähig, in Quälereien unerschöpflich war. Wenn die Städte ihre Warenzüge dem „Ansprennen“ der Feinde preisgeben und ihre Mitbürger „niederwerfen“ lassen mußten, so suchten sie sich durch Verwüstung der feindlichen Dörfer schadlos zu

Söldnertums geltend. Voran ging hier der Deutsche Orden, dessen eigne Kämpfer als Ritter nur Abb. 17. Die ältesten Handbüchsen. Holzschnitt aus Rudimentum Noviciorum. Lübeck, Brandis, 1475.

schmachvollen Niederlagen vor den Hussiten, die nur vorübergehenden Erfolge gegenüber den Türken, die trotz einzelner ruhmvoller Waffenthaten zu einer dauernden Gefahr für das Abendland wurden. Mehr und mehr regte sich nach solchen traurigen Erfahrungen das Verlangen nach stehenden Truppen. Österreich, das von beiden Feinden bedrohte, schuf sich eine dauernde Landwehr, die Stände des inneren Deutschlands gewöhnten sich an die Abwälzung kriegerischer Lasten auf die geübten Schultern von Söldnern und bevorzugten selbst in Fehden untereinander die Fremden, deren Kriegstüchtigkeit sie zum eigenen Schaden erfahren hatten. Sogar Scharen der kaiserlichen Böhmen in Dienst zu nehmen, haben deutsche Fürsten sich nicht scheut. *standia thätia* aber in allen deut-

schon Handeln waren die Schweizer. Ihnen haftete der Ruhm der Unbesiegbarkeit an, seit sie 1386, obwohl in der Minderzahl und leicht gerüstet, die schimmernden Banner der österreichischen Ritterschaft in Sempachs blutigen Staub gelegt hatten. Die That Winkelrieds freilich hat wie so manches der historischen Kassetten entnommene rhetorische Paradestück der historischen Kritik nicht Stand gehalten. Wohl sind ähnliche, aus der Fichtweise der eit erklärliche Vorgänge vorher und nachher überliefert, bei Sempach aber unterlagen die Ritter gerade deshalb, weil sie, des ungünstigen Terrains wegen von den Rossen gestiegen, ohne Ordnung gegen die geschlossen sie erwartenden Eidgenossen anstürmten. Diese feste Ordnung, befördert durch die in das Feld übertragne Gliederung der heiz

Beilage 1. Burgundische Truppen vor Nancy. Miniatur aus: Diebold Schilling, Schweizerchronik.
Handschrift 1484. Luzern, Bürgerbibliothek.

matlichen Gemeindeverbände, war das Neue, dem man damals gleiches nicht entgegen zu stellen hatte, während ihre Vertreter um angemessenen Preis für jede Fahne zu haben waren. Da trat Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Organisation ins Leben, an die sich zum ersten Mal in Deutschland die Vorstellung eines wirklichen Soldatenstandes knüpft: die Landsknechte.

So plötzlich scheinbar und doch so scharf ausgeprägt in allen Eigenheiten der deutsche Landsknecht auf, man geglaubt ihn als Schöpfer eines Mannes trachten zu soll Kaiser Maximilian. In der Tat war der geistreichste Habsburger viel weniger der letzte Ritter dazu war in zu viel harter Disziplinismus, der vorher unritterliche Handlungen scheute — als erste Vertreter modernen Sentimentums, um die technische und geistige Hebung der großen Verdienste zu erwerben. Aber schaffen hat er Landsknechte nicht,

nur mit sicherem Blick seit lange Bestehendes für sich zu nutzen verstanden, als die rechte Zeit gekommen war. Seit Jahrhunderten hatte die Sitte bestanden, daß kriegstüchtige Männer in freiem Vertrag einem Herrn zu dienen sich verpflichteten, es fehlte nur eine große Aufgabe im Dienste des Reichs statt seiner sich befehlenden Glieder, um den handwerksmäßigen Brauch zu allherrschender Bedeutung zu erheben. Sie bot sich in den Kämp-

fen Maximilians um das niederländische Erbe seiner Gemahlin Maria von Burgund. Seine Vermählung, der erste Schritt auf einer für sein Haus rasch aufwärts führenden Bahn, verwickelte ihn sofort in den Kampf mit Frankreich, der schon nach zwei Jahren, 1479, im Siege von Guinegate den Deutschen seit langer Zeit wieder Ursache zu kriegerischem Stolz bot. Ausdrücklich wird hier von französischer Seite die gute Haltung des

deutschen Fußvolks hervorgehoben. Die weiteren Kämpfe führte, als Maximilian anderweitig in Anspruch genommen war, Herzog Albrecht von Sachsen, der — in in jener Zeit schon seltenes Beispiel von Reichsreue — seine kriegerische Neigung und Begabung in den Dienst des Kaisers stellte und zwölf Jahre hindurch bis zu seinem Tode (1500) dessen Banner aufrecht hielt. In diese Kämpfe warf Kaiser Maximilian den tüchtbaren Gesandten, durch Anwerbung von Landsknechten die überströmenden krieges-

rischen Kräfte seiner Sache dienstbar und sich selbst vom Ausland unabhängig zu machen. Die Hebung der neuen Waffe gegenüber den Vorurteilen der Ritterschaft ließ er sich eifrig angelegen sein; er hat den Fußkampf mit den ihm eigentümlichen Waffen unter die ritterlichen Übungen eingereiht und ist selbst an der Spitze einer Landsknechtschar mit dem Spieß auf der Schulter in Köln eingezogen. Die Auf-

gaben, denen sich dies Fußvolk gewachsen zeigte machten bald den Namen der Landsknechte volkstümlich in der Heimat, gefürchtet in der Fremde. Mit seiner Organisation wie mit seinen Thaten eng verknüpft bleibt der Name Georgs von Fronsperg, der in seiner ehernen Tapferkeit, Kaisertreue, Selbstlosigkeit und Biederkeit den kriegerischen Ehrbegriff des neuen Standes verkörpert. Begründet war der Ruf des neuen deutschen Fußvolks, als es in den blutigen Schlachten bei Bicocca (1522) und Pavia (1525) den Ruhm der in französischem Solde fechtenden Schweizer verbleichen machte. Jubelnd erklang das Siegeslied:

Herr Jörg von Fronsperg
 Herr Jörg von Fronsperg
 Der hat die Schlacht vor Pavia gewonnen
 Der hat die Schlacht vor Pavia gewonnen
 Gewonnen in einem Tiergart,
 In neunthab Stunden gewonnen Land und Leut.

Die äußeren Umstände, welche die Bildung eines nationalen Kriegerstandes begünstigten, hätten nie diese Macht gehabt, wären nicht die inneren Kräfte vorhanden gewesen. Nur darum tritt er fertig, ohne stufenweise Entwicklung aus dem Dunkel hervor. Alle die scharf ausgeprägten Eigenheiten in taktischer, rechtlicher, sittlicher Hinsicht, sie sind nichts anderes als altgermanische Charakterzüge, die einst dem Heere eigneten, weil es das Volk war, und jetzt wieder zu Tage traten, als das Heer wieder volksmäßig geworden war. Eine volkstümliche Reaktion gegen die Entartung der Feudalreiterei war die von den Schweizern übernommene Fechtart. Verdrängt zwar wurde die Reiterei so wenig als früher das Fußvolk, aber entscheidend wurde jetzt der Kampf der gedrängten, bis zu achtzehn Mann tief aufgestellten Gewaltthaufen zu Fuß. Sie stellten die ersten taktischen Einheiten dar, freilich nur für das einzelne Gefecht gebildet. Die Reiterei dagegen bestand noch

während der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts aus einzelnen Gleben, Rittern und Knechten. Es gab so zu sagen eine Infanterie, aber keine Kavallerie, sondern nur Reiter, die ohne taktischen Zusammenhang machtlos waren gegenüber dem Hag der langen Spieße. Diese Waffe, auf deren Anwendung die Taktik der Landsknechte durchaus beruhte, bot das erste Beispiel gleichförmiger Bewaffnung größerer Scharen. Die Schweizer dagegen führten allezeit in großer Zahl sogenannte Kurzwehren, Streitärte, Morgenssterne und besonders Hellebarden.

Eigenster deutscher Anschauung entsprach es, daß der Landsknecht im Felde häufig seine Häuslichkeit mit sich zu führen pflegte. Wie die Ger-

manen als wandernde Krieger in den Lichtkreis der Geschichte tretend Weiber, Kinder und Habe auf Karren mit sich führen, so war auch vom Heer der neuen Fußknechte ein gewaltiger Troß unzertrennlich.

Wer in den Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein.
Was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräulein,
Ein langen Speiß, ein kurzen Degen,
Den Herren wöllen wir suchen,
Der uns Geld und Bescheid soll geben.

Ehe die wüste Zuchtlosigkeit späterer Zeiten einriß, war solche Begleitung nicht schlechtthin verwerflich. In der Besorgung von Kochen, Waschen und Pflege der Verwundeten gewährte sie dem

¶ Eyn schaffstall vnd eyn gutter hyrt/ das göelich wort die vsach pflert/ die zeit ist schier
 verhanden/ das kind sein vatter vbergeyde/ yn Teütsch vnd Welschen landen.
 ¶ Mayland erlitten hat vil krieg/ hñt was ich euch zu wissen syeg/ der zeitung new ges
 nennet/ Da man zalt fünffund zaynzig Jar/ das spyl hat sich ertrennet.
 ¶ Das Franckreich hatt tryben lang/ damit ich zu der maynung gang/ den Monat ich
 auch nennet/ ym Jenner vier vnd zwaynzig tag/ ein stat Lody erkennet.
 ¶ Das Kayser hñt sich samlet da/ der hauff auff Morian ist ya/ zu Cambi thet man was
 len/ das gleger schlug man ring weys vmb/ da zwischen mache man pucken.
 ¶ Das selbig werede zechenn tag/ darnach rucket man als ich sag/ eyn welsche meyl von
 dannen/ neben Thyrergarten yns frey feld/ den feinden thet es schwanen.
 ¶ Doch dorfften wiß nit greyffen an/ Paula schicket vns ein man/ darmit gyennig wir zu
 radet/ die feind die waren graßen ein/ als sames wer ein starte.
 ¶ Zwischen vnser vmb der stat/ Lagen die feynd als ich vor sach/ Paul thet sich besetzen/
 zweyhundert knechte zu eym zusatz/ zwü büchßen thet wir wegen.
 ¶ Zu eym war zeichen bey der nacht/ Sewer zeichen vns herauß ward pracht/ yn ordnung
 thet man wachen/ den trost schicketen wir von vns/ der schertz wurde sich da machen.
 ¶ Die selbig nacht gegen dem tag/ gewonnen die mauer als ich euch sag/ Drey tausent lyess
 man lauffen/ weyße hemmer vnd auch papyr/ die dorfften wir nit lauffen.
 ¶ An der mauer grüßen wir zu lang/ darmit der lieche tag heß sprang/ Zwißcher thetten
 weychen/ zu irem eingegraßen zeweg/ erst hub es sich ein streychen.
 ¶ Der lauffende hauff vnd ryng pferde/ vnser geschütz mit groß geferde/ gar maystedlich
 hat troffen/ herr Marx Syttich von Embs mit nam/ noch mehr glücks thet verhoffen.
 ¶ Wie seynen knechten die er biache/ zwelff Senlein het er wol ynn ache/ herr Jörg von
 Ironspurg streng/ Jacob Wernaw mit irem hauff/ Caspar Wymper mit menge.
 ¶ Die Langknechte vnd Hispanier/ die zugent hyn on all gefet/ die büchßen hand abgez
 spannen/ den Thyrgarten namß wir ein/ Paula thet sehr plangen.
 ¶ Wurzzeichen würden geßen hell/ auch vnser volck zusammen schnell/ die büchßen thet
 wir rüsten/ der gräßen halb mochte es nit seyn/ die feindt allda mit lüsten.
 ¶ Erstachen vns das ich vnd leüt/ namß vnser geschöß als ich bedeut/ thet gegen vns ab
 schyessen/ rayssig fußknechte vnd auch Schweyzer/ het genzlich keyn verdrayssen.
 ¶ Pauyer waren noch nie rauß/ noch lyess wir vns nicht thon den grauß/ vnser rayssig
 thätten eyllen/ Hispanier schügen auch darmit/ Stanzosen geschöß abeyllen.
 ¶ Da das erstachen die Langknechte/ bey dem Stanzosen merckende reche/ zugende vnns
 vnder augen/ herr Jörgen hauff gryffen sie an/ vnd theeten ihn nit fragen.
 ¶ Da das erstach herr Marxen hauff/ ann diesem ouch gryffenn sie drauff/ gar tapffedlich
 durchtrungen/ Stanzosen geschütz mit irer weert/ mit Gottes hülf abtrungen.
 ¶ Noch was keyn ende als ich euch sag/ wem Gott bey gestade der selb vermag/ den syg
 redlich zerlangen/ der rayssig zeweg vnd vnser geschütz/ auff Büßser ist gangen.
 ¶ Das Königs pferd mit eyne schütz/ doch syel es nicht es byelt den trutz/ seyn hoffauß
 ward erkennen/ beyd teyl hielten sich gar wol/ Graff Tüclas kam gespienger.
 ¶ Dem Bünig slach er seynen gaul/ noch werede er sich vnd ward mit faul/ zu letst ward
 er gefangen/ wir gewonnen da leüt vnd auch gut/ hñde wie es mehr ist gangen.
 ¶ Die Schweyzer warende bald gestyle/ der Langknechte loß noch woll ehyld/ doch
 hond sie glock bezale/ die plünderung ward vns zu teyl/ der hauff hat sich geschmale.
 ¶ Bünig Fürsten gefangen habe ir gehñt/ Zehentausent seynde verferde/ durch wasser
 geschöß vnd waffen/ vierhundert auch auff vnser seyde/ Gott laß zu fryden schlaffen.
 ¶ Das wünsch ich ihn zu bayder seyde/ keynn sach ist worden so verheyde/ sie ist gerichtet
 worden/ wer kryegt vmb gele vnd wage seyn leyß/ der füret eyn harten oiden.
 ¶ Verzeychen mir onn allen spott/ es ist wider das Göelich pozt/ deyn nechsten solt du
 ließen/ der vns das Lyedlein hat gedicht/ Erasmus thut sich tryeben. ★ J. D. ★

Abb. 23. Fliegendes Blatt 1525. Götta, Gedicht von Erasmus Amman. Kupferstichkabiner.

Kriegsmann mancherlei Erleichterung, und wie in der Vorzeit wußte er, wenn es galt, unmittelbar hinter der Schlachtreihe diejenigen, denen an seinem Siege am meisten gelegen war. Freilich die Überzeugung vom Wechsel alles Irdischen gewann hier früh Raum:

Erst hebt sich an die Klage der treuen Frauen,
 Ein jede thut nach ihrem Mann umschauen.
 Welcher der ihre ist blieben todt,
 Darf nit vor Schanden lachen,
 Bis sie ein andern hat.

Wer sich nicht mit einem Weib behängen mochte, den geleitete ein Bube, die zeitgemäße Umgestaltung des früheren Knappen, bestrebt, dem Herren nachzueifern, aber keineswegs in dessen spärlichen Tugenden. Dazu gesellte sich besonders in guten Zeiten die Schar derer, die vom Heere zu gewinnen hofften, Marketender, Handelsleute, fahrendes Volk aller Art. Mit Haushaltungsgegenständen und Beute beladen, wenn es nicht gelang,

Transportmittel dafür aufzutreiben, wälzte sich diese Menge dem Heereszug nach. Auch sie war militärischer Zucht unterworfen und wurde gelegentlich zum Schanzengraben herangezogen.

Der wertvollste Einfluß der neuen kriegerischen Erscheinung auf das Volksleben war, daß sie die Waffenehre unabhängig von einem Geburtsstande wieder allen zugänglich gemacht hat. Keineswegs bedeutet das eine Demokratifizierung des Heerwesens, vielmehr war das aristokratische Element stark vertreten. Der niedere Adel war zahlreich in den Reihen der Landsknechte wie gleichzeitig in dem berühmten spanischen Fußvolk, und ein Ulrich von Hutten hat den Langspieß geschultert in seinen Jugendtagen. Aber in der Schlachtordnung und vor den Kriegsartikeln, auf die sich die Knechte im Ringe verpflichtet hatten, waren alle gleich, und dem Tüchtigen war die Bahn aufwärts geöffnet. Die niederen Führerstellen wurden durch Wahl der Kriegergemeinde selbst besetzt, die

in Friedenszeiten, um ihm im Bedarfsfall
 r Person auch ihren Einfluß zur
 zu stellen. Da die Reiterei noch
 id aus Edelleuten bestand, em-
 h zu ihrer Anwerbung Männer,
 diesen Kreisen bekannt waren; die
 te dagegen waren außer Bauern
 ch Stadtkinder. Für die zahl-
 zufriedenen dieser Stände, denen
 ose Zustände die Heimat vergäll-
 Fährlein ein lockendes Ziel. War
 Bauern am Ende des Mittelalters
 g mehr aus erdrückendem Frohn-
 eben, und in den üppig erblühten
 erschloß die selbstsüchtige Hand-
 Zunftwesens durch Beschränkung
 der Meisterstellen einer immer
 wachsenden Zahl das Vorwärts-
 ommen. Und dabei ruhte auf den
 jüngsten vor allem die städtische
 Wehrkraft. Seit Jahrhunderten
 hatten sie die Feinde von ihren
 Mauern abgetrieben, das städtische
 Banner in die Ferne geleitet und
 der Masse der Bürgerschaft Anteil
 im Ratsregiment erkämpft. Wer
 in Handwerk trieb, der mußte
 nicht nur seine Arbeit bestimmten
 Vorschriften unterwerfen, sondern
 auch nach seinem Vermögen fest-
 setzte Waffen halten, die zeit-
 weilig gemustert wurden. Sie zu
 üben boten die Schützengilden Ge-
 legenheit und die Fechtgesellschaft-
 en. Zogen sich doch durch das
 ganze Reich die beiden großen

höheren vom Kriegsherrn, aber auch sie beim
 Fußvolk in der Mehrzahl durch Bürgerliche. Das
 lag schon in der Art der Werbung begründet, die
 durch die Obersten, vielfach durch die Hauptleute
 und Rittmeister geschah, sodaß es darauf ankam,
 sich besuchte Werbeplätze und Männer von weit-
 reichenden Verbindungen früher zu sichern als
 der Gegner. Daher standen, obwohl die Truppen
 immer nur auf kurze Zeit geworben wurden, die
 Offiziere häufig in einem durch Vertrag und Sold
 befestigten Dienstverhältnis zu einem Fürsten auch

einander feindlich gesinnten Bruderschaften der
 Federfechter und Wappbrüder, auch sie künftig
 geordnet mit der Würde eines Meisters vom
 langen Schwert als Ziel des Ehrgeizes. Den
 Ruhm deutscher Fechtkunst bezeugt noch das von
 schirmen abgeleitete l'escrimo. Nicht immer die
 verlorenen Söhne werden es gewesen sein, die
 einem aussichtslosen Druck ein abenteuerndes Leben
 vorzogen, das neben Wanderlust und Kampfes-
 freude auch reichen Gewinn in lockende Aussicht
 stellte, nach den Worten eines Meistergesangs:

Eins Tags liefen über eine breite Heid
Drei Landsknecht, suchten einen Herren
mild,

Der ihnen Geld geb' und guten Bescheid
Auf daß ihr Bauch und Magen würd
erfüllt.

Der Arbeit waren sie feind und abhold
Wollten vielmehr
Erlangen Ehr'

Dazu einen reichen Solde
Durch Kriegswaffen, Schwert, Boge
und auch Schil

Durch Mannesthat war jet
für jeden zu gewinnen, was eine
Mannes Herz erfreuen mocht
Jahrhunderte lang war das kriegs-
rische Selbstgefühl ein Erbe der
gepanzerten Reiter, deren Hof
die gesegneten Ebenen der Lon-
bardei wie das ärmliche Feld der
slavischen Emurden zerstampfte
jetzt war die Ehre des Kampfe
und seine wilde Poesie allen offen
Auch der Handwerksgefell mocht
jetzt zu seinem Schatz sagen:

Wohlauf, du schönes Urthelein,
In Friaul wollen wir hinein.
Schuh machen will ich lassen liegen
Ich hab zuvor in manchen Kriegen
Gewonnen Ehr und großes Gut,
Wer weiß, wem's noch glücken thu

und sie darauf erwidern:

Mein Hans, so will ich mit dir laufen
In Friaul zu dem hellen Haufen,
Vielleicht mag ich soviel gewinnen,
Als ich die Weile mit mücht erspinnen
An dem Nähgarn oder Zwirn
Wie wohl thut ein Schusters Dirn!

Auf dem Musterplatz, wo die
einzelnen zwischen zwei in die
Boden gestoßenen Speeren an die
Musterherren vorbeischießen mu-
ten, wurde nicht die Herkunft, in
die körperliche Rüstigkeit und
Bewaffnung geprüft.

Zum ersten Male wieder seit dem
des deutschen Heerbanns erklingen in den Liedern
der Landsknechte die Laute einer volkstümlichen
Schlachtenpoesie, in der frei von höfischer Sitte
und christlicher Demut urgermanische Empfin-
dung wieder hervorbriecht:

So schlägt man mir den Pumerlein Pum,
Der ist mir neunmal lieber
Denn aller Pfaffen Gebrumm.

Und wie viele von denen, die in festem Wages-
mut ausjogen, für immer in dämmernder Ferne

entschwanden — viele kehrten doch zurück, ein Gewinn für das Selbstgefühl auch der daheim gebliebenen. Denn mit einer uns heute unfaßlichen Gewalt wirkte jede Neuigkeit in einer Zeit, die auf mündliche Mitteilung oder das Land durchflatternde Blätter angewiesen war. Die früher Kunde aus der Ferne gebracht hatten als Pilger, Händler, fahrende Schüler und Spielleute, hatten sich vorsichtig in fremden Brauch schmiegen und um Schutz werben müssen, jetzt berichteten solche, die als Herren draußen aufgetreten waren. Der Romanismus war es, der von alters her dem Deutschen verhaßt war, seit Walter am Wasfchenstein einen Gegner an den trügerischen Worten als Wälschen erkannte; seine Macht in Recht und Kirche empfanden sie mit Ingrim: jetzt hatten deutsche Kriegerleute die verhaßten Wälschen, den reichen König von Frankreich, den Herrn Papst selber zittern gemacht. Solche Männer mochten nicht in der Heimat von neuem Demut lernen. Ein lebendiges Zeugnis dieser Stimmung ist die Denkschrift eines ungenannten Bürgers für den Rat der Stadt Worms, als die mit ihren Bischof zerfallene Stadt 1500 Feindliches von dem geistlichen Oberherrn besorgen mußte. In der Absicht, sein in den niederländischen Kämpfen gesammelten Erfahrungen dem Gemeinwohl nutzbar zu machen, giebt der Verfasser Ratschläge für die Verteidigung der Stadt und zeigt sich dabei als versuchten Kriegermann von

gesundem Urteil und Humor. Es ist eine Freude, in welcher volkstümlich klaren Ausdrucksweise der alte Soldat seine Meinung zu sagen versteht. „Wenn ein Feindgeschrei ist, so soll einer aus der Obrigkeit darüber gesetzt und geordnet sein, der soll zuerst bei hoher Strafe auf dem Plan sein und soll ein gestandener Mann sein und häßig und soll mit frohlicher Stimme sprechen zu der Versammlung also: „Ihr lieben Freunde, thut alle wie ich, so wollen wir allen unsern Feinden stark genug sein; gedenkt jeglicher an den liebsten Vülen, den er je gewann“, und soll die Verbindnis hart machen, daß keiner vom andern weiche bei Behaltung seines Leibs und Lebens. Wenn man die Ordnung also macht, so mag man mit einem kleinen Volk so ein großes That thun, daß Wunder ist zu sagen“. Auch ist er aufmerksam den Fortschritten der Bewaffnung gefolgt. In einer belagerten Stadt soll jederzeit ein Trupp gerüstet sein, einem Überfall zu begegnen, „und sollen sie gerüstet sein mit Schweinspießen und mit Streitkruten, wie die alten Väter auf die Wacht gingen, sondern mit Handbüchsen und Armbrüsten und langen Spießen und mit rechten guten Helmbarten. So sind die Büchsen gut, wenn man mit Leitern oder durch die Graben will, daß man in sie schießt, daß sie der Leitern vergessen; so sind die Armbrüste gut, wenn sie auf die Mauer kommen, daß man sie in's Angeficht schießt, daß sie wieder hinaus fallen; so sind die langen

Abb. 28. Landsknecht im 16. Jahrh.
Stich von Altdorfer. B. 49.
Dresden. Kupferstichkabinet.

Spieße gut, daß man sie auch wieder von den Mauern hinausschickt; so sind die Helmbarten gut, wenn einer von der Mauer herabspringt, daß man ihn damit schlage, daß er nit wieder aufstehe." Der Geistlichkeit ist er wenig wohlgesinnt, er meint, „daß sich alle Kriege des mehreren Theils von den Bischöfen und Pfaffen erheben und werden damit Land und Leute verderbt“, und zu der Lehre von der Verdienstlichkeit des Almosens bemerkt er recht anzüglich: „Ich meine, wollte ihnen einer einen Gulden um Gottes Willen geben, sie nähmen ihn viel lieber

Ausdruck fand diese Gesinnung in dem Hohn, mit dem deutsche Landsknechte bei der Einnahme und furchtbaren Plünderung Roms 1527 den in der Engelsburg eingeschlossenen Papst überschütteten. Ein Bericht sagt von ihnen, nachdem er von den Gräueln der spanischen Soldaten gesprochen: „Grausame und unnatürliche Thaten haben die Teutschen nit gethan, aber sonst ist ihnen kein Mutwill zuviel gewesen. Sie haben die kardinalischen Hüt aufgesetzt und die roten langen Röck angethan, also auf Eseln in der Stadt ums

Abb. 29. Feldhauptmann der Landsknechte zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Holzschnitt von Hans Gudenmund. Aus Baperland, Jahrgang 1897.

denn einen Heller, denn sie haben viel Kinder und Weiber, die sie müssen ernähren". Solche Anschauungen waren in den Kreisen des Bürgertums seit lange herrschend, und gerade die oberdeutschen Städte, die am schnellsten der Reformation zufließen, waren der Hauptmarkt der Landsknechte, die wir daher vielfach als entschiedene Anhänger der neuen Lehre finden. Mehrfach haben sie bei Anwerbungen die Bedingung gestellt, nicht gegen das evangelische Bekenntnis ihre Waffen richten zu müssen. Den wildesten

geritten, sich nit genug ob der langen Schwänze der kardinalischen Röck verwundern mögen, und die unter ihnen der Historien erfahren haben disputirt, wo doch solch unförmlich, unmännlich, weibisch Kleid seinen Ursprung hab. Mit diesen Kleidern haben die teutschen Knecht ihr Uffenspiel gehabt und einen Pabst gemacht, mit drei Kronen und mit päpstlichem Pomp vor die Engelsburg geritten, und haben ihrem Fastnachts-Pabst Reverenß gethan, ihre langen Röck vorne mit den Händen aufgehebt, das hintere Teil auf der Erde

nachgeschleift, sich mit Haupt und Schultern tief gebogen, Fuß und Hand geküßt. Alsdann hat der landsknechtisch Pabst mit einem Glas voll Wein den Segen gemacht und dem gefangnen Pabst einen Trunt gebracht. Mittlerweil sind die knechtischen Kardinal auf ihren Knien gelegen und als gehorsame Glieder auch jeder ein Glas austrunken, dabei geschrieen, sie wollten dem Kaiser als dem Haupt gehorsam und nit wie die vorigen widerspenstig sein. Zuletzt habens laut gerufen, sie wollten dem Luther das Pabsttum schenken, welchem solches gefalle, der soll ein Hand aufheben, haben also alle ihre Hand aufgehelt und geschrieen Luther Pabst.“ —

Lag in der Herkunft der meisten Landsknechte nichts, was den Stand herabsetzen konnte, so war dies ebensovienig mit den Besoldungsverhältnissen der Fall, die meist recht günstige waren. Der übliche Monatssold betrug 4 Gulden, von denen

oft nur die Hälfte für den Lebensunterhalt nötig war, selbst wenn er bezahlt wurde. Bei der anfänglichen Seltenheit der Feuerwaffen pflegten die Schützen, die in der Regel nur ein Drittel der Gesamtzahl ausmachten, noch einen Gulden Hakenfeld zu erhalten. Haken war die Benennung für das gebräuchliche Luntenschloß-Gewehr von dem hakenförmigen Hahn, in den die Lunte eingeklemmt wurde. Glänzend gestellt waren die Doppelsöldner, die mit einer Rüstung versehen, in den ersten Reihen stehend den Anprall der Spießerkorps abhalten mußten. Sie erhielten oft nicht nur den doppelten, sondern bis zu 10 Gulden Sold. Von einer Hauptschlacht oder Erstürmung an wurde ein neuer Soldmonat gerechnet. Zu diesem geseglichen Erwerb kam der ungesegliche, aber für selbstverständlich erachtete durch Beute und Schätzung von Gefangenen. Selber stellen mußte der Geworbene Waffen und

Abb. 31. Groß. Spolischmitt aus dem Triumphzug Maximilians I. nach dem Entwurf von H. Dürer (1471—1528). Berlin, Kupferstichkabinett. B. 81.

1 5 0 2

August

Abb. 32. Maximilian schlägt 1504 bei Regensburg die böhmischen Hilfstruppen Pfalzgraf Ruprecht.
Gleichzeitiges Augsburger fliegendes Blatt. München, Hofbibliothek. Weller 280.

Kleidung, doch wurden ihm erstere auch vom Kriegsherrn gegen Soldabzüge geliefert, und für letztere war einzig das Belieben des Einzelnen maßgebend. Buntscheckige Mannigfaltigkeit ist von der äußeren Vorstellung eines Landsknechts- haufens untrennbar. Die durch Strapazen oder mit absichtlicher Mißachtung wertvollen Stoffes bewerkstelligte Zerfegung des Gewandes wurde Modetracht, indem man aus den Schlingen der gepufften Kleider das hunte Unterfutter hervor- quellen ließ. Die Gelegenheit zu leichter Erwerb, die sich damals auch dem gewöhnlichen Kriegermann bot, hatten noch in weit höherer Maße die Hauptleute zumal wenn sie Ru besaßen und in der Lage waren, ihr Dienste unter den günstigsten Bedingungen an den Mann zu bringen. Nicht häufig, aber doch hin und wieder tauchen in den deutschen Kriegen händeln Condottieren Gestalten empor, die mit dem Mut der Haudegens die kühle Berechnung des Geschäftsmannes verbinden. Eine solche ist der bürgerliche Sebastian Schertlin, der durch seine Tüchtigkeit zum Ritter und kaiserlichen Feldhauptmann aufstieg und als reicher Grundbesitzer gestorben ist. Die Mittel zu solchem Erwerb waren freilich oft recht unlautere. Notur: die eigen-

nützige Ausbeutung ihrer Stellung, das „finanzen“, wie es auch bei den Beamten des sechszehnten Jahrhunderts im Schwange war.

Das unheilbare Hauptübel des Landsknechtswesens, die Wurzel aller andern und Ursache seines Untergangs war die Unmöglichkeit regelmäßiger Bezahlung und dadurch bedingte Permanenz einer auffälligen Stimmung. Selbst wenn die für den hohen Sold nötigen Gelder vorhanden waren, verschwand ein Teil davon in den Taschen der

iere, die ja zum Teil der Werbung halsummen ern, eine Vereng, möglichst a erübrigen, der einer wider: „Wir befinden, ihr sehr willig von dem unsern geben und Geld nehmen zu euerm“ schrieb einmal Graf Philipp von an seine militärischen Kassenbesitzer. Die Folge unvermeidlichen Stockungen war häufig Meuterei, e deren das Heer is einander lief ie Waffen gegen Offiziere kehrte, s zu beschwichsuchten. Das ch sogar Herrn von Fronsperg, Vater der Landse, als auf dem ch nach Rom Sold ausging; chmerz über den baren Undank en treuen Mann hütternd, daß er vom Schlag gerührt

Dem hauptman schweren.

So mich der hant hat her gestre


Und für ein hauptman erwels

Erfordert alle billigkeit

Das ir dem hauptman für den eide.

Franzosen aus Frankreich treiben. Es könnte gleichwohl etwas besser werden, wenn der Geiz und groß Bucher nit wär, davon nit gut zu schreiben. Die armen Landsknecht es bezahlen, und jedermann reich mit ihnen werden will."

Lantsknecht Hauptman.

 Abb. 36. Landsknechtshauptmann 1545. Holzschnitt des Monogrammisten H.D.
Zu des Grafen zu Solms Kriegsbeschreibung nach alter Teutscher Ordnung. Nagl. Mon. III 808.



Schuldtbos.

Das Schuldtbos ist ein Gericht, das in der Mitte des Dorfes steht.

Abb. 37. Feldgerichtsschultheiß und eine sich beschwerende Frau ca. 1530. Holzschnitt von Hans Guldenmundt. P. 30.

In Hungers Not schlag Hennen tot
Und laß kein Gans mehr leben,
Trag's ins Wirtshaus, rauf die Federn aus
So brät man dir's gar eben
Und setzt dir's oben auf den Tisch,
Da iß und trink und leb ganz frisch,
Ein Bagen leg daneben,
Thu nur fröhlich leben.

eine wahre Landplage; schon das ganze Jahr
hundert hindurch ist ihr Treiben das von dem
Magdeburger Administrator Joachim Friedrich
1569 beklagte: „Daß uns igo von unsern Unters-
thanen, sonderlich den Bauern und Dorffschaften
ganz beschwerliche Klagen täglich einkommen, wie
etliche herrenlose gemeine Gärdenknechte, die sich

Abb. 38. Gartende Landsknechte im 16. Jahrh. Holzschnitt aus Petrarca's Trostspiegel. Augsburg, Steyner 1539.

Der Türke ist aber gewaltig auf
Hört man in Polen Klagen,
Manch freier Kriegermann rüst' sich drauf,
Verhofft Glück zu erjagen.
Darauf trinkt er den kühlen Wein,
Welcher wollt nit gern ein Kriegermann sein?
Wir wollen's gering wagen,
Mit den Feinden tapfer schlagen.

Diese Gefellen waren besonders für die Bauern

doch billiger wider den allgemeinen Erbfeind
christlichen Namens, den Türken, sollten ge-
brauchen lassen denn des Bettelns befeißigen, in
unserem Erzstift hin und wieder umschweifen, den
Leuten stracks mit großem Ungeßüm und Frevel
in die Höfe und Häuser laufen und sich, ob man
ihnen gleich Brot giebt, doch damit nicht abweisen
lassen wollen, sondern da man ihnen ihres Willens

nicht pflegen will, den Leuten die Scheunen und Gebäude abzubrennen sich getrauen, auch sonst großen Muthwillen mit Wegelagern, Gotteslästerung und anderem treiben, den armen Leuten gefährlich sind und ihnen Schaden zufügen". Ständig wiederholte landesherrliche und kaiserliche Verbote waren unvermögend, dem Übel zu steuern; schließlich beschränkte man sich darauf, ein bestimmtes Maß für die dem Gartbruder zu reichende Gabe festzusetzen. Mit großer Anschaulichkeit schildert dieses Leben ein „Spiel“ von 1580. Zwei Landsknechte kehren aus dem Felde heim:

Gold's hat gewollt der liebe Gott,
Daß wir entgangen sein dem Tod,
Da unser Landsknecht groß und klein
Sind all geblieben in gemein.
Nun zieh' ich mit dir weit und fern
Du suchst einen andern Herrn,
Da wir bekommen guten Gold
Von Silber und von rotem Gold.

Der eine will erst die gewonnene Beute verthun:

Welch's ich erworben in Gefahr
Des Leibs und Lebens offenbar
Da ich hört' eisern Rädchen klingen,
Dazu die großen Wädsen klingen.

Nichtsdestoweniger schließt er mit dem andern ein Komplott gegen des Bauern Hühner:

Wohlan so stell dein Netzlein auf,
Vielleicht bekommst den ganzen Hauf.
Ich will hinein zum Bauern gahn
Ihn um eine Gabe sprechen an,
Daß er bei mir im Hause bleib'
Und dich nicht von der Arbeit treib'.

Als er aber den Bauern anspricht:

Was gebt ihr einem armen Gesellen,
Daß er mit Ehren weiter komm',
Werd' nicht zum Dieb und bleibe fromm?

Da weist der ihn ab:

Es ist allhie verboten hart,
Daß man keinem Landsknecht auf der Gart
Soll etwas geben, wer er auch sei,
Drum seind wir solcher Sorgen frei
Ja, auch nicht eines Pfennigs wert,
Denn damit wird das Volk beschwert.

Wie hier der reich gewordene Landsknecht mochten die meisten in seinem Falle nur den Gedanken haben, der ungewohnten Bürde so schnell wie möglich wieder ledig zu werden, und der Wechsel zwischen Darben und Schwelgen konnte der Sittlichkeit nicht förderlich sein. Die vom Schicksal in den Schoß geworfene Beute, die im Feldlager den Händler zum ständigen Gast machte,

Des Lanzknecht weib.

Du solst du seist mir nie erspühren
 Welstu mit meinem Maa hin ziehen
 Du mußt den plunder hinter dir lassen
 Du bist daryu ab schneiden dein masten
 Und was bist du für ein loser Maa
 Und nimmst ein andern stülpst an
 Weil ich doch hab in Krieg und Frieden
 Viel und gut mit dir erliden.

Die beerfraw.

Laß mich zu frieß du die feldbel
 Laß mich gehen schmach mich nie so äbel
 Zeist du deinem Maa gut gesehen
 Er hat mich nicht genommen an
 Du hilffst mir mein lieber Maa
 Das mich dein Maa zu freiden laß
 Und mich nie mach also so schand
 So wil ich mit dir sein. Weisland.

Der Lanzknecht.

Was plagt jr bald ich laß geschehen
 Tu auch durch die finger zu sehen
 Ir sitz puer doch alle das
 Ich hilffst einer bey meinem ad
 Welche wurt auch in dem sand
 Obliß der selben sag ich band
 Und jr auch ein gungigen bin
 Die ander wird stemp da hin.

Gedruckt zu Nürnberg durch Wolfgang Krauch Formschneider.

Abb. 41. Das eifersüchtige Landsknechtweib. Nürnberger fliegendes Blatt aus dem 16. Jahrhundert.
 Gotha Kupferstichkabinett.

trieb die dem Soldaten eigene Neigung, die gute Stunde rasch zu genießen, häufig in's Sinnlose. War eine reiche Stadt gewonnen, dann prunkten die vorher Hunger litten in Sammt und Seide und maßen die kostbaren Stoffe mit den Spießen aus. Solche Verschwendung war dem besonnenen alten Fronsparg bei Genuas Einnahme ein schwerer Ärger, da er bedachte, wie lange die vergeudeten Schätze des Heeres Unterhalt hätten sichern können. Vor allem den alten deutschen Nationallastern des Trunks und Spiels leistete solches Leben Vorschub:

Würfel und Karten ist ihr Geschrei,

darf nur erwähnt werden. Die Folge der beiden genannten Laster war das „Balgen“, die unter gewissen Bedingungen erlaubten Zweikämpfe, die ein altes Übel der deutschen Heere waren. So entsprachen die Kriegslager mit ihrem ungeheuren Troß allerdings wenig unsern Vorstellungen von militärischer Disziplin. Die alte Neigung der Deutschen, die häusliche Gemächlichkeit in's Feld zu übertragen, fand bei den kurzen, auf die gute Jahreszeit beschränkten Kriegszügen bequeme Befriedigung. Dem Vivouatieren pflegte man Zelte und Lagerstätten durchaus vorzuziehen, für welche angesehenere Kriegerleute auch weiche Lagerstätten

eigen find. Das ordentliche Gericht wird gehalten vor einer Bank von 12 Geschworenen, möglichst alten, erfahrenen Kriegersleuten. Den Vorsitz führt der Schultheiß, den Rücken nach Sonnenaufgang gewandt, vor ihm stehen die Parteien, im Ringe die Knechte, doch nicht zu nahe der Bank. In der Morgenfrühe beginnt das Gericht; hat der Schultheiß entblößten Hauptes mit Aufschlagen seines Stabes die Verhandlung eröffnet, so darf niemand in der Bank aufstehen, niemand fluchen, niemand in's Recht sprechen. Rede und Gegensrede werden von den Fürsprechern der Parteien ausgetauscht, bis der Schultheiß den Spruch fällt. In peinlichen Fällen tritt das Recht der

langen Spieße ein, das den Profos zum öffentlichen Ankläger macht, die kriegerische Gemeinde zum Richter und Vollstrecker. Vor die Gasse der in zwei Reihen gegen einander gefällten Spieße, an deren Ende die Fähnriche stehen, wird der Verurteilte geführt. Hat er, wie sich gebührte, den Knechten seinen Tod verziehen, so wird er vom Profos nach drei Schlägen auf die Achsel in die Gasse gestoßen. Des Gerichteten Leichnam umzieht dreimal schweigend die Gemeinde und die verkehrt in den Boden gesteckten Fähnlein dürfen wieder flattern: das Regiment ist wieder ehrlich.

Den Übermut der Landsknechte mußte es stets gern, daß sie thatsächlich die unbefrreiten Herren

Abb. 44. Das Recht der langen Spieße. Holzschnitt von J. Amman. Aus Fronspurger, Kriegsrechte. Frankfurt 1566.

der Schlachtfelder waren. Die Reiterangriffe mußten an dem Wall der Spieße, dem „Igel“ zer-
schellen, das Geschütz war noch wenig zu fürchten.

Um dessen frühere Entwicklung hat Deutschland bis in das sechszehnte Jahrhundert die größten Verdienste. Ihr hatte Kaiser Maximilian, der Turnierheld, in der merkwürdigen Vielseitigkeit seiner Natur eine Vorliebe zugewendet, deren äußerer Ausdruck seine phantastische Namengebung der zahlreichen auf seine Anordnung gegossenen Geschütze war. Diese Personifizierung des Leblosen entsprach zu sehr dem Geiste der Zeit, um nicht Schule zu machen, und überall finden wir bald die größeren Geschütze mit Namen belegt und mit

Sprüchen verziert, die ihre Bestimmung kund geben. So trug das größte Geschütz der Stadt Erfurt, die Spinnerin, den Vers:

Im tausend fünfhundert zweiundvierzigsten Jahr
Gieß mich Heinrich Biegler fürwahr.
Die getreue Tochter Erfurt bin ich genannt,
Mein Name im Land Thüringen wohlbekannt.
Bulen um mich thut man mit Untreuen,
Dasselbe sie noch soll gereuen.
Meine Ehr will ich haben in Hut,
Dabei mich schützen die Rittersherren gut.
Mit freier Stimme will ich singen,
Daß es in Berg und Thal soll klingen.

Indessen die Liebhaberei für solche Prachtstücke hatte den Nachteil, das Material unnütz schwer

fällig zu machen. Es fand daher fruchtbare Verwendung trotz aller Verbesserungen nach wie vor nur im Festungskriege, wogegen die Feldartillerie noch nicht zur Bedeutung gelangte. Nicht nur erschwerte die Langsamkeit der „Arkelei“ die Bes-

sive erfahren. Das Mauerwerk hielt dem Beschuß nicht stand, und zur Verteidigung solches aufzunehmen, war der schmale Wehrgang an der Innenseite nicht fähig. So begann man die Mauer durch angeschüttete Erde zu verstärken und vorgeschobene

zulegen, denen später Steins
rgang zur Befestigung durch
ar gegeben. Größere Städte
uß des vierzehnten Jahrhun-
rmierung auf; der Bückshen-
ister war der erste ständig
oldete Kriegsmann.

Die scharf ausgeprägten Besonderheiten des neuen Landes und seine Erfolge eugten früh ein starkes Landesbewußtsein. Rocke die mittelalterliche Gesandtheit, die den Einzelnen im Verbande einer Gesellschaft Geltung gewinnen ließ, und daß viele der Landesherrsichte dem Zunftverbande entnommen, wird nicht ohne Einfluß auf die neue Berufsbildung geblieben sein. Es ist selbe strenge Beobachtung der Formen und Bräuchen, selbe mißgünstige Monopolisierung. Diese machte sich geltend gegenüber den Versuchen von Fürsten und Städten, von dem theuren und unzuverlässigen Söldnertum unabhängig zu machen, indem man alte Kriegstächtigkeit der neuen Unterthanen wieder bezeugte, warnte die Söldnererisch thätig gewesen sind.

Bundesgenosse des neuen Fußvolks, indem es durch Breschelegen den Sturm erleichterte. Als die Riesenmauern des Landstuhls in Trümmer sanken und den letzten großen Vertreter des Rittertums, Franz von Sickingen, unter sich begruben, brach eine neue Periode des Kriegswesens an. Aber nicht nur die Burgen, auch die Städte mußten die neu gewonnene Übermacht der Offen-

vor der Verwendung ungeübten Landvolks, und der oben erwähnte ungenannte Wormser Kriegsmann schreibt: „Wenn man vor einer Stadt liegt, so soll ein Rat in einer Stadt nicht ohne fremde Leute oder Söldner sein um dreierlei Ursach willen. Die erste ist, wenn man vor einer Stadt liegt und darein schießt, so ist die Bürgerschaft weichherzig und sehen, daß ihre Weiber und

Beilage 2. Belagerungsmaschinen und Schugschirme im 15. Jahrh. Handzeichnung im German. Museum, Nürnberg.

traditionelle Feindschaft zwischen Schweizern und Landsknechten. Der Ruf der Unbesiegbarkeit hatte den ersteren das Reisläufertum zu einem gewinnbringenden Erwerb gemacht, den sie sich ungern schmälern ließen. Um so größer war der Jubel der deutschen Knechte über die in der blutigen Arena Oberitaliens erstrittenen zweifellosen Siege, den sie mit grimmigem Hohne würzten:

Wie ging es zu Mailande,
Da gab man ihnen den Lohn,
Die Landsknecht han sie funden,
Ihnen den Meßkübel bunden
Und schlugen's aus dem Land,
Ist ihnen eine große Schand.

Die Schlacht — bei Bicocca — glich dem Zweikampf persönlicher Feinde. In wildem Kriegs-

Bei dem Herren, der seinerseits die Vertragsbedingungen erfüllte, treu auszuharren gebot die Standesehre. Es ist dasselbe hartnäckige Festhalten, das bereits Tacitus, wenn der im Spiel Unterlegene sich gutwillig verkaufen läßt, zu der erstaunten Bemerkung veranlaßt: das nennen sie Treue. „Eines jeglichen Kriegsmanns oder Landsknechts Befehl und Amt ist, sobald einer von einem Herrn angenommen ist und Geld empfängt, so ist er schuldig, demselbigen, dazu er bestellt, nachzukommen, denn dieweil er Geld empfangen, so hat er sein Haut, auch Leib und Leben verkauft“. Das Sinnbild der Kriegsehre ist das Fähnlein, das bei der ersten Musterung feierlich im Ringe dem Fähnrich übergeben wird, wozu man „gemeinlich junge, starke,

unverdroffene, grade Personen zu verordnen pflegt". Dann spricht der Oberst: „Ihr Fahntriche, da befehle ich euch die Fahnlein mit der Bedingung, wann ihr werdet in die Hand geschossen, darin ihr das Fahnlein tragt, daß ihr's in die andere nehmt, werdet ihr in dieselbe auch geschädigt, so werdet ihr das Fahnlein in's Maul nehmen. Werdet ihr aber von den Feinden überdrungen, sollt ihr euch darein wickeln und euer Leib und Leben darinnen lassen, ehe ihr euer Fahnlein mit Gewalt nehmen lasset". Darum darf auch das Fahnlein nicht fliegen, solange schwere Beschuldigung gegen einen Genossen ungerichtet und ungesühnt ist. Aber freilich kann nicht verschwiegen werden, daß keineswegs immer die Wirklichkeit diesen heroischen Vorschriften entsprach. So unübertrefflich die Tapferkeit der Landsknechte war, — wenn nicht ein besonderer Haß oder Beuteluft in ihnen geweckt war, so drängten sie sich nicht zu entscheidenden Schlägen, in Fortsetzung der mittelalterlichen Kampfweise, die auch meist mehr den Besitz als die Person des Gegners schädigte. Leistungen, wie sie bei der kaiserlichen Belagerung Magdeburgs 1550—51 Bürger und Soldner gemeinsam vollbrachten, waren durchaus ungewöhnlich. Mit naivem Selbstgefühl spricht das ein Mitkämpfer, Sebastian Besselmeier, aus, der dem Ruhme der Vaterstadt ein schriftliches Denkmal gesetzt hat: „Denke doch einer, wie wunderbarlich Gott den unsern allezeit beigeftanden und heraus geholfen und der Feinde Furcht nehmen und Anschläge zu nichte gemacht hat, daneben den unsern vor dem Feind ein solch Herz und Mut geben und sie als wären sie blind hinan geführt, unangesehen, daß der Feinde drei oder vier und oft fünfmal so stark als die unsern gewesen waren. Dagegen die unsern ohne einigerlei Anschlag hinaus gelaufen und mit dem Feinde geschlagen haben, dazu in der Not so tapfer bei einander gestanden und Reuter und Knechte so einig gewesen, daß wo einer den andern sah Not leiden sie den ganzen Haufen daran wagten und einander wie Brüder entsetzten, welches man von dem Feinde nie gesehen, sondern einander oft verlassen und in Nöten haben stecken lassen."

Auch in den Augen anderer beginnt der neue Stand sich rasch zu scheiden von den übrigen.

Das Hauptmittel volkstümlicher ständischer Charakteristik, die Satire, hatte seine bildnerische Kraft nicht anwenden können, solange der Kriegerberuf der für alle natürliche, und solange er der vornehmste war. Darum mußte auf der ersten Stufe alles, was dem Verständnis des Volkes nahe gebracht werden sollte, kriegerisches Gewand anlegen, darum werden auf der zweiten alle glänzenden menschlichen Eigenschaften auf den Krieger gehäuft. Die älteste deutsche Darstellung der Geschichte Christi läßt den Heiland daherfahren als einen mächtigen Gefolgsherrn, von seinen Mannen umgeben, und die volkstümlichsten Heiligen sind Krieger — S. Michael, S. Georg, S. Martin, die thebaische Legion. Die epischen

Abb. 50. St. Georg. Holzschnitt von Lucas Cranach (1472—1553). Nürnberg, Germanisches Museum. B. 67.

liebe lassen Ansätze zu einer komischen Charakterisierung des Handegens erkennen. Bewaffnete Selbsthilfe in Fehde oder dem Gottesgericht des Zweikampfs galt als Mannesrecht, das später die oberen Schichten für sich allein beanspruchten. Wer dessen nicht fähig war, wie Geistliche und Frauen, den schlugte ein besonderer Friede. Erst als im Bürgertum ein Stand aufkam, der für seine Hauptbeschäftigung, den Handel, des Friedens bedurfte, und der zugleich die überlegene Bildung verkörperte, bildete sich ein literarischer Gegensatz gegen das bisher einzig verherrlichte Kriegerium. Ein solcher hatte bereits früher einmal Ausdruck gefunden in der Gegenüberstellung zweier Typen, die zugleich eine solche zweier Bildungskreise darstellte. In französischen Dichtungen wie in den stark von ihnen beeinflussten lateinischen Vagantenliedern des dreizehnten Jahrhunderts wird nicht selten der Wettkampf um Frauengunst behandelt zwischen dem Ritter und dem Kleriker, d. h. nicht dem Priester, sondern dem Manne geistlicher Bildung — bei der Herkunft der Dichter regelmäßig zu Gunsten des letzteren. Anas

schlagen wird d
des sechzehnten
Schreiber, d. h
Liebhaber auss

Der eine was ein
Der dritte ein stol

Was ehema
nerer Kreise
Gegensatz der
Mit dem Unt
tungsapparats
Kultur einer
maßgebende kr
Vor'm Schreiber
Und in ein Wink

Die Festsetzu
ist wahrscheinl
Entwicklung ge
privilegien wa
der Verpflicht
lichen Zweikan
Bürger seine
kriegerische Ge
ab, wie die Vor

ldst. Der Sinn für Satire aber fand in den Städten bei dem engen Beisammenwohnen, der ganz anders als heute bis in die Tracht ausgeprägten ständischen Scheidung einen Boden wie noch nie. Davon zeugen die seit dem vierzehnten Jahrhundert auftommenden Eigennamen mit ihrer Fülle derb-witziger Anspielungen. Da lag es nahe, den außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stehenden Soldaten durchzuhecheln, und der Landsknecht ist eine der beliebtesten Gestalten der gleichzeitigen Schwankliteratur in Poesie und Prosa, die mit Vorliebe die Form der Anekdote wählt. Die typische Charakteristik beginnt mit dem Namen. Der Landsknecht heißt Bruder Weit wie der Handwerksbursch später Bruder Straubinger. Eine weitere ständige Bezeichnung „fromm“ in dem alten Sinn von „wacker“ giebt einen beliebten Anlaß zu absichtlichen Mißverständnissen. Woher konnte solche Benennung für ein so wenig gottseliges Wölkchen stammen? Nun, ein altes, halbblindes Weiblein war in einen Graben gefallen; ein Vorübergehender zog sie heraus und antwortete auf die Frage nach seiner Person: ein

Mit Adm. Kap. Mit. gnad und freyheit nit nachdruckten.

Abb. 52. Stoffel Allwegwol. Holzschnitt von Peter Flötner. P. 17.

Landtsknecht. „Ei, rief die Alte, Gott müsse dir's alle Zeit vergelten, du frommer Landtsknecht.“ Also hat dieser Name seinen Ursprung von einem alten übel sehenden Weib. Sie selber aber hielten strack daran fest und als einer von ihnen wegen Totschlags verurteilt auf der Richtstatt gefragt wurde, ob er als frommer Christ sterben wolle, versetzte er: „Nein, ich will sterben als ein frommer Landtsknecht“. Daß sie indessen wegen ihres unbändigen Wesens weder im Himmel noch in der Hölle gelitten werden, hat Hans Sachsens volkstümliche Kunst in zweien seiner besten Schwänke anschaulich dargestellt. S. Peter, der einige in den Himmel gelassen, bereut dies alsbald, als sie sofort zu spielen beginnen und darüber in Streit und Balgerei geraten, weiß sie aber nicht anders wieder los zu werden, als indem er einen Engel mit der Trommel vor das Himmelsthür schickt und

Beilage 3. Feldpredigt im Burgundischen Heer. Miniatur aus: Diebold Schilling, Schweizerchronik
Handschrift 1484. Luzern, Bürgerbibliothek.

Gottes Marter, Wunden, Belten, Kureyn
 Der nimmt kein doppelt Gold nit ein.
 Wenn ein Schelm viel Fluchens kann,
 Bald wählt man ihn zu einem Hauptmann.

Andern Ständen gegenüber liebt es der
 Volkshumor für den Landsknecht Partei
 zu nehmen. Das oben angeführte Spiel
 läßt den Gartbruder unschuldig des von
 seinem Gefährten verübten Hühnerdieb-
 stahls verdächtigt und zum Galgen ver-
 urteilt werden. Die zu Gericht sitzenden
 Bauern aber, nach altem seit Reidhard
 von Neuenthal beliebtem Herkommen als
 grobe Lölpel geschildert, lächerlich schon
 durch ihre Namen, finden sämtlich ein
 Ende mit Schrecken. Ein andermal ist
 es ein Klosterschaffner, den drei Knechte
 um eine Gabe ansprechen und der sie
 abweist. Da zwingen sie ihn, mit ihnen
 niederzuknien und Gott um eine Gabe
 zu bitten, und als sich dann bei dem
 Pfaffen ein Beutel mit vierhundert Gul-
 den findet, erklären sie fröhlich ihr Gebet

Alarm schlagen läßt: da laufen alle voll Kampfs-
 begier hinaus. Lucifer, der viel von ihnen gehört,
 schickt einen Unterteufel aus, um ein paar zu holen;
 dieser setzt sich in ein Wirtshaus, wo eine Rottc
 jecht, hinter den Ofen und lauert, aber ob des
 ungeheuerlichen Fluchens, Trinkens und Ed-
 dronierens von blutigen Schlachten graust
 und als gar einer, der einen erbeuteten I
 hinter den Ofen gehängt, zum Wirte sagt, er
 den armen Teufel hinter dem Ofen rupfen
 braten, fährt er eiligst davon und bittet se
 Herrn und Meister, die Hölle mit solchen
 sellen zu verschonen. Das Bramarbas
 das zu allen Zeiten einen wesentlichen Zug
 komischen Abbild des Soldaten abgegeben
 spielt sofort auch in den Anfängen der
 schen Satire eine Rolle. Thomas Mu
 fährt in seiner Schelmenzunft auch den La
 knecht vor:

Ich bin der Eisenbeißer-Knecht
 Der weit und breit groß Lob erseht,
 Land und Leut hab ich bezwungen,
 Doch thu ich's fast nur mit der Zungen.
 Wer jetzt will sein ein redlich Knecht
 Und kann die großen Schwür nit recht

für erhört, geben ihm hundert Gulden als
 seinen Anteil und ziehen davon, — ein Humor,
 der lebhaft an den Tezestassen erinnert. In allen
 diesen ungezählten Schnurren wird der Lands-
 knecht in der Regel sehr glimpflich behandelt. Er

ist der harmlose Bruder Lustig oder der täppisch-gutmütige Eisenfresser, eine rechte Verkörperung des alten deutschen Charaktertypus, des deutschen Michels.

Eine solche Bevorzugung des Kriegers könnte Wunder nehmen bei den Leiden, die damals ein Heereszug selbst für ein befreundetes Land mit sich brachte. „Einer lief nach Gänsen oder nach Hühnern und konnte sie der Hauptmann bei einander nicht erhalten.“ Ein Kriegsfürst, der den üblichen Ruf hatte, Disziplin zu halten, Landgraf Philipp von Hessen, sprach es gelassen aus, daß ein barmherziger Soldat und ein gottesfürchtiger Buhler schwerlich zum Ziele kommen. Vollends dem Feinde gegenüber, auch dem wehrlosen, war jede Willkür erlaubt; die Grausamkeiten, welche die Entstehungszeit der Landesknechte, die niederländischen Feldzüge kennzeichnen, haben fortgedauert. Furchtbar vor allem war das Geschick eines mit Sturm genommenen

Plazes. Ihn den Siegern preiszugeben war altes Kriegsrecht, und das Schicksal der Einwohner kennzeichnen die trocknen Worte eines Zeitgenossen: „Welcher Geld hat, kommt davon, welcher nit, muß hengen oder sunst zu Tod geschlagen werden“. Aber das Maß der Humanität war damals ein anderes und im Vergleich mit andern, vornehmlich den romanischen, erschien der deutsche Soldat immer noch gutmütig. Ein Lichtstrahl edlerer Empfindung fällt auf die düstere Erbarmungslosigkeit einer Anschauung, die im Schwachen nur das Opfer zu sehen gewohnt war, mit einem Wort des wackern Frondsberg. Er, der ruhmgekrönte Feldherr, riet den Krieg zu meiden wegen der Zuchtlosigkeit der Kriegsleute, des Undanks der Fürsten und des Elends, das er über soviel Unschuldige bringe. Daß solche Anschauungen nicht allein auf den Höhen des Lebens zu finden waren, lehrt ein Brief des früher genannten Joachim Imhof nach der Mühlberger

Schlacht: „Ist zum Erbarmen, wie die Spanier und Hussaren Haus halten; hab Sorg, die Straf Gottes werd über sie auch kummen und andere mit ihnen entgelten müssen; kummen sie aber ungestraft davon, ist es sichtlich ein Ruthe Gottes über uns Deutsche. Ich weiß nichts außer meiner Besoldung, daß ich mich diese Zeit gebessert hab. Das arm Volk mich erbarmt; eher noch länger arm bleiben will

Denn wenn ich mit der armen leut gut reich würde nit viel glücks dabei haben werd Will es Gott befehlen und Gott walten lassen, bis auf weiter Glück“

Wie unter den Soldaten das Mitempfinden mit dem Wohl und Wehe des übrigen Volkes nicht abgestorben war, so waren auch für den Volke noch nicht fremd geworden. Davor zeugt nicht zum mindesten das Fortbestehen von Familienverbindungen, wie die des Nürnberger

Söldnerhaupt-

manns Storch, Abb. 56. Feldarzt verbindet während des Sturmes einen Verwundeten. der die Tochter eines ehrsamten Färbers heimgeführt hat. — In einem sehr wichtigen Punkte kam die fortschrittene bürgerliche Kultur den Kriegsteuten unmittelbar zu gute: von den Städten aus begann sich ein militärisches Sanitätswesen zu entwickeln. Wie wir in ihnen schon früh Stadtärzte angestellt und die Apotheken amtlicher Kontrolle unterworfen finden, so erscheinen auch schon im fünfzehnten Jahrhundert in der Be-

gleitung ausziehender städtischer Kontingente Ärzte. So besagt eine Nürnberger Chronik: „Item unser Herrn vom Räte hatten zweien Ärzte bestellt, die die Leut bunden und heilten, sie wären edel oder unedel, Bürger oder Fußknecht, so richteten unser Herren das Arztlohn alles aus, daß keiner nichts durfte geben, und gaben auch den armen Gefellen, die erschossen waren. Kost und Wein, derweil sie krank waren.“

Diese Speisung fand wie die der Söldner überhaupt aus der dazu errichteten städtischen Küche statt unter genauer Kontrolle: „Wenn man aus war gewesen mit einem leblichen Zug, so gab man jedem ein Zeichen von Blech und wenn dieselben Zeichen zu der Küchenbracht wurden, denen gab man ein Stück Fleisch von ein halb Pfund und Brüh daran und ein halb Maß gekochte Hirse und zwei Brote, und man speiset nur einmal um ein Zeichen“. In den

Landsknechtsheeren sollte wenigstens der Vorschrift nach jedes Fähnlein einen Wundarzt haben. Die Hauptleute sollten aber erfahrene Männer dazu nehmen und keine Baderknechte „denn mancher ehrliche Gefell etwa sterben oder erlahmen muß; hätte er einen rechtschaffenen und geübten Meister, er bliebe bei Leben und grade“. Auch soll ein oberster Feldarzt beim Heere sein, der die Instrumente und Arzneimittel inspiziert: „Er soll auch aufmerken, wo beschädigte Knechte sind,

Berlin, Kupferstechermeister.
 daß man die nicht lange in den Ordnungen oder
 Haufen liegen lasse, sondern die alsbald durch die
 Feldscherer knechte und jungen aus den Gliedern
 und Haufen ausgeschleift, getragen und gezogen,
 auch verbunden werden. Auch wo sich Irrungen
 zwischen den geheilten Knechten und den Feld-
 scherern der Bezahlung halben zutragen, das soll
 der oberste Feldarzt zu vergleichen haben, damit
 nit jemand übernommen oder zu wenig gegeben
 werde". Das Loos der zu Krüppeln Verwun-
 deten freilich blieb ein trauriges; die Fürsorge
 für sie blieb wie so viele soziale Aufgaben der
 Privatwohlthätigkeit überlassen. Noch 1595 ver-
 ordnete ein Regensburger Reichstagsabschied,

das Schwert ist von Gott
 eingesetzt, die Bösen zu strafen, die Frommen
 zu schützen und Friede zu handhaben, so ist's auch
 gewaltiglich genug bewiesen, daß Kriegen und
 Würgen von Gott eingesetzt ist und was Kriegs-
 lauf und recht mitbringt. Was ist Krieg anders,
 denn Unrecht und Böses strafen? Warum kriegt
 man, denn daß man Friede und Gehorsam haben
 will?" Darum will er den Kriegsdienst auf die
 Unterthanen beschränkt wissen, die zum Aufgebot
 ihres Herrn verpflichtet sind, und steht den Bes-
 rufssoldaten wenig freundlich gegenüber. Es ist
 dieselbe Anschauung wie in der dem Lukas Eras-
 nach zugeschriebenen Darstellung der zehn Gebote:

*) nicht im geringsten (meit — kleine Münze).



Abb. 59. 3 Landsknechte mit Luntenschlössern aus dem 16. Jahrh. Holzschnitt von H. Schaufelin (1480—1540).
Dresden, Kupferstichkabinett. Unbeschriftet.



Abb. 60. Landknechtslager 1542. Aus dem Holzschnitt von Lucas Cranach. Belagerung von Wolfenbüttel.
München, Kupferstichkabinet. Schuchardt 133.

bei der Hälfte der Vergehen trägt der Übertreter das Kleid des Landsknechts — eine Anspielung, die uns mehrfach bei bildlichen Darstellungen im Zeitgeschmack entgegentritt. „Denn das ist gewißlich wahr, daß man im Sprichwort sagt, daß der zum Kriege Lust habe, der nie dabei gewesen ist, denn die jungen Gefellen, die noch jung und heiß Geblüt haben, die meinen, es sei nichts besser, als daß sie durch Krieg und Sieg Ehre einlegen und einen guten Namen bekommen. Diese fleischlichen Bewegungen vergehen ihnen danach bald, wenn sie samt den ihren ein

„Daraus folgt, daß die Landsknechte, so im Lande irre laufen und Krieg suchen, so sie doch wohl arbeiten und Handwerk treiben mochten, bis sie gefordert würden, und vor Faulheit oder aus rohem wildem Gemüte die Zeit also verlieren, nicht wohl dran mögen sein mit Gott. Denn sie können keine Sache nach gut Gewissen ihres Laufens vor Gott anzeigen, sondern haben nur eine tollkühne Lust oder Fürwitz zum Krieg oder ein frei wild Leben zu führen. Nach solcher Gefellen Art müssen auch eins Teils zuletzt Duben und Räuber daraus werden.“ Ein für die Zukunft des Söldnertums prophetisches Wort!

Der beispiellose Aufschwung deutschen nationalen Lebens in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hat dauernde Frucht nicht getragen. Der Augsburger Religionsfriede, zu früh zwischen unveröhnten Gegensätzen geschlossen, brachte eine Zeit dumpfen Stillstandes, die schon den Zerfall anbahnte. Der Volksgeist, ausgeschlossen von großen nationalen Aufgaben, verfiel langsamer Zersetzung durch die beständige Reibung religiöser Gegensätze, die den staatlichen Partikularismus verschärfen halfen — eine schmerzliche Mahnung für unsere unbelehrte Zeit. Die Versumpfung, genährt durch das träge Be-

hagen eines lange Jahrzehnte hindurch nicht gestörten Friedens mußte auf das Kriegswesen ersstickenden Druck ausüben. Den Zeiten voll kraftvoller Entwicklung neuer Formen, stolzen Selbstgefühls folgten solche epigonenhaften Genügens, die nur vom Erbe der Vergangenheit zehrten ohne es zu mehren. Die Taktik bewegte sich in den alten Bahnen weiter; was an Fortschritten zu bemerken ist, entsprang der Anregung von außen, die erst von den niederländischen und Hugenottenkriegen, dann von dem großen Schwedenkönig ausging. Es

aufhaltfamen Übergewicht der Feuerwaffen gerecht zu werden, wenn auch die ethische Anschauung der Zeit dem nur mit Widerwillen nachgibt. „So wird schier kein Mann oder Tapferkeit in Kriegssachen mehr gebraucht, diem Weil alle List, Betrug, Verräterei samt dem gräulichen Geschütz sogar überhand genommen, also daß weder Fechten, Balgen, Schlagen, Gewehr, Waffen, Stärke, Kunst oder Tapferkeit mehr helfen oder etwas gelten will. Denn es geschieht oft und viel, daß etwa ein männlicher tapferer Held von einem losen verzagten Duben durch das Geschütz erlegt wird, welcher sonst einen nicht freventlich dürfte besehen oder ansprechen.“

Der Kriegerman spricht

O grüßer got was thuest du bis
An dich her ich kein glauben nie
Piß das ich sich dein gütlich gefüge
Ganz alle forcht hab ich vernichte
Maniche grosse not hab ich verstanden
In dailischen und in waischen Landen
Tun muß ich leyden des dottes preis
O Guter got erarme dich mein

Der dot spricht

Wiewol du pißst kein Sterck und Lang
Manich man hat von dir gelidten Zwang
Iz mußt du auch nit den pfel erleiden
Dine schlaech schwart das rote nit menscheyden
Gegen mir hilf: kein gegen Wider
Ich Erloch den Hauptman sambe dem Sot
Wolauff du wirt nit langer leben
Du mußt dem Licher antworde geben

Abb. 62. Landsknecht und Tod. Fliegendes Blatt des Wolfgang Strauch aus dem 16. Jahrhundert.
Gotha, Kupferstichkabinett.

Abb. 63. Reiter im 16. Jahrhundert. Aus dem Holzschnitt von Hans Tirol (ca. 1500—1575):
Belehrung Ferdinand I. 1530. Nürnberg, Stadt. Kupferstichsammlung.

Das Problem der Verbindung zwischen den blanken Schlägen die Musketen auflegte, ermöglichte er ein
Waffen und den im
zahlreicheren Feuer
wehren löste Moris
Draniens durch gen
Anwendung der alten
schen Manipulationen
Er löste die schwerfälli
Gewalthaufen in klein
Einheiten auf, abwe
selnd aus Spießern
Hakenschilden besteh
und schachbrettartig
drei Treffen geordnet
Diese Grundsätze gen
nen in den protestan
schen Heeren rasche
tation, während die ka
lischen an der Überl
rung festhielten.
Die nächste bedeutende
schritt geschah bei
Gustav Adolf in
Richtung der Feuerkraft
Durch Abschaffung
Abb. 64. Oberst in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. Kpt. von ... für Ungemach
Sabel, auf die bisher der Vergil Solis (1514—1562). Dresden, Kupferstichab. B. 249. ausstehen müssen und ich

der Reiterei wurde die Feuerwaffe maßgebend, seit die Erfindung des Radschlosses die Lunte überflüssig machte und das Feuern mit einer Hand ermöglichte. In den Hugenottenkriegen zuerst

Zum 14. Wie er die Lunte widerumb zwischen die Finger fügen soll / von daunen er sie auffrichten / heraus genommen / und gleich immerdar sein Rohe vornen in die Höhe halten. Abb. 66. Exercitium. Holzschnitt wie oben.

Abb. 67. Gefschlange, die Nürnberg zum Kriegsjug gegen die Türken stellte. 1518. Spr. von H. Dürer. München, Kupferstichkabinet. B. 99.

Abb. 68. Infanteriehauptmann 1587. Kupf. von H. Goltzius. München, Kupferstichkabinett. B. 126.

Abb. 69. Die Plassenburg in Franken 1553. Gleichzeitiges Kupf. Nürnberg, Germanisches Museum.

rung, die sie anfangs in Deutschland erfahren hatte, war ein Jungsgeist getreten, der in bequemer Tradition die Kenntnisse der Vergangenheit fortschleppte. Neben dem geringen Zusammenwirken mit andern Waffen beschränkte den soldatischen Charakter der Waffe das Geheimnis, in das die Kundigen ihr Wissen zu hüllen liebten. Bis ins achtzehnte Jahrhundert war die Bäckerei untrennbar verbunden mit der Feuerwerkerei, und chemische Kenntnisse rückten leicht den ihrer Mächtigen in die verdächtige Beleuchtung des Schwarzkünstlers. Für die Geschäftskundigen war solche Vorstellung eher von Wert, da sie das Ansehen erhöhte. Denn noch während des sechzehnten Jahrhunderts gab es kein festes Artilleriepersonal, sondern nur eine nicht sonderlich große Zahl von Bäckereimeistern, die umherziehend ihre Dienste teuer verkauften und erst im Kriegsfall Geschütze und untergeordnete Hilfskräfte zugewiesen erhielten. Der Besitz wertvoller Kenntnisse durch einen kleinen Kreis Eingeweihter erhöhte das Jungsmaßige des Berufs; nur von einem Meister durfte die Kunst erlernt und nur nach einer vor

solchen abgelegten Prüfung geübt werden. Darum ist es begreiflich, daß bei der Stadtverteidigung noch die Bedienung der Geschütze den Bürgern überlassen wurde, als deren kriegerische Thätigkeit längst lahm gelegt war. Es wurden dazu aus ihrer Mitte Korps von Konstablern gebildet, die sich freilich in Erfurt Ruhstapel mußten scheitern lassen. Ungleich eifrigere Fortbildung hat die Befestigungskunst gefunden. Wie bei der Infanterietaktik haben hier niederländische Vorbilder befruchtend gewirkt. Ausdehnung des Bastionarsystems und gesteigerte Anwendung von Außern werken begründeten das System der modernen Befestigung, das im siebzehnten Jahrhundert volle Ausbildung erlangt. Bezeichnend für die gesteigerte Bedeutung ist, daß Fortifikation ein Gegenstand der modernen Kavallerie-Erziehung wird. Die solcher Gestalt verstärkte Defensivsuchte der Angreifer, da es mit dem artilleristischen Material nicht möglich war, durch offensive Verwendung von Erdbauten wett zu machen. Die Laufgräben und die deutsche Erfindung der Schanzkörbe begannen eine Rolle zu spielen, der Spaten wird

zum wichtigen Kriegswerkzeug, das freilich bei der soldatischen Abneigung oft von „Schanzbauern“ gehandhabt werden muß.

Wie auf die Taktik hat das Fehlen großer Aufgabengaben auch auf die Organisation lähmend gewirkt. Mit dem Andauern des Söldnerwesens traten immer greller seine Nachteile zu Tage. Der Beruf, dem keine Idee mehr begeisternden Aufschwung ließ, sank zum Handwerk herab; das Monopol auf kriegerische Beschäftigung förderte eine eigennützige Auffassung, die in dem materiellen, genussüchtigen Geist der Zeit nur zu reiche

Nahrung fand. Im Anfang des Jahrhunderts hatte sich noch die Blüte der Nation unter den Fahnen der Landsknechte zusammengefunden, wie anders sah es schon um seine Mitte aus! „Ein jeder Oberst, Rittmeister oder Hauptmann weiß, daß ihm keine Doktoren, Magister oder sonst gottesfürchtige Leute zulaufen, sondern ein Haufen böser Buben aus allerlei Nationen und seltsames Volk, das Weib und Kind, Nahrung und alles verläßt und dem Kriege folgt; alles was Vater und Mutter nicht folgen will, muß allda dem Kalbsfell, so über die Trommel gespannt ist, folgen.“





Abb. 71. Aufstellungen von Laufgräben im 30jährigen Krieg. Im Hintergrund Leipzig. Satirisches Flugblatt 1631. Nürnberg, Germanisches Museum.

Abb. 72. Munitionskolonnen. Holzschnitt aus Solms, Kriegsbuch 1559—1560.

Jetzt bildet sich der Typus des prahlerischen, un-
tätigen Soldaten aus, wie er seit dem Miles
gloriosum des Plautus bis
herausgefordert hat. Das
und Eisenbeißer, von denen
so sind sie große Federhan
auf den Hüften, haben wo
mit Spielen und Fluchen, lassen sonst niemand

stoßen auch etwa die Köpfe darüber.“ Auch eine
weitere Begleiterscheinung des kriegerischen
Niedergangs, das militärische Stugertum taucht
auf. Lange ehe der brandenburgische Hofprediger
Musculus wider den Hofenteufel predigte, ging
das Lied:

Sie meinen, wenn sie tragen
Ein solch Gesperr am Bein,
So darf sie niemand schlaen.

allerköslichsten und stattlichsten mögen aufziehen. Sie vermeinen, es sei genug, wenn sie eine schöne breite und rote Binden an den Hals gehängt, einen großmächtigen langen Federbusch aufsetzen, Koller und Hosen mit guldenen und silbernen Posamenten verbrämet, gesäumet, besandet und beleistet, den Harnisch, Wehr und Dolch mit Silber beschlagen und vergulden lassen, den Hals mit Ketten behängen und die Finger mit Ringen zieren und alles auf das prächtigste angreifen. Aber sie sollen wissen, daß nit das Gold und Silber, sondern ein zerhackter Harnisch, ein stumpfes Schwert, ein verwundetes Angesicht der Kriegsteut allerbeste Zier ist. In Summa, es ist leider die Ordnung unsres Kriegswesens also beschaffen, daß sie kein Ordnung nicht halten. Denn dessen Maul von den allergrößten Streichen kann reden, wer am allergräulichsten kann Gott lästern, fluchen und schwören, wer am besten freibeuten, rauben und stehlen kann, der wird für den tapfersten Kriegsmann gehalten.“ — „Es stecken viel in dem Wahn, daß von der Stund an, da sie sich zum Krieg schreiben lassen, ihnen erlaubt und zugelassen sei, zu rauben und zu stehlen wo und was sie wollen, da ist nichts für ihnen sicher, man muß alles vor ihnen flüchten als vor offenbaren Dieben und Räubern. Welches aber nicht kriegsmännisch noch ritterlich ist, viel weniger gehören dieselbigen in

unst der ehrlichen Soldaten, sondern in die der henkermäßigen Diebe, Räuber, Brenner Mörder.“ Nichtsdestoweniger ist der Autor fähig, den mit so viel Lastern behafteten Stand Humor zu betrachten in einem Kapitel „von lattlichen Privilegien und Freiheiten der Sold“. Dahin gehört, „daß so lange sie im Krieg niemand sich untersteht, sie um ein Ansehen suchen, denn menniglich weiß, daß die Sold des Gelds zu wenig, der Seuffzer aber zu haben“. Ferner „sind sie nit schuldig, des gassatim zu gehen und ihren Vülen zu hören, sintemal sie mehr Ursach haben, sich des vorm Feind zu wehren und sich des Nachts zu befehlen“. Sie brauchen auch nicht „alle ein frisches Hemd anzulegen, denn ob einer ein Hemd vier Wochen lang an seinem Leib, so muß er desto geduldiger sein“. Auch hen sie „sich nit bekümmern, daß sie nit alle Feiertag Mess hören. Denn ob sie schon bisweilen seuffzen, große Mühe und Arbeit ausstehen, sich Gott treulich befehlen, so pflegen sie es doch beim Wein leichtlich zu vergessen und fangen an zu singen, zu spielen, zu fluchen und zu lügen, daß sich möchte das Firmament umkehren“. Auch auf der Bühne erscheint jetzt die Figur des prahlerischen Soldaten, um sich lange dort zu behaupten. 1594

nd den Einsichtsvollen
wenn es auch mehr die
vor allem die Wöllerei,
Vorstellung eines bevor-
nach rufen. So schrieb
bekümmert: „Man sehe
e die Herren hohen und
en; wenn sie zusammen
Schlemmen, Fressen und
Dudeslant, Dudeslant,
eine grote strafe aber
atnis der Schäden des
ieder und wieder den
rn Art der Heeresauf-
a und es lag am nächsten,
kriegerischer Kräfte im
ne fortdauernde Waffens-
a den Städten durch die
chsechnten Jahrhundert
ung empfangen, nachdem
der Armbrust, fast aus-
treten war. Kamen sie

Heinrich Julius von Braunschweig, die Komödie
„von Vicentio Ladislao Sacrapa von Mantua,
Kämpfer zu Roß und Fuß, weiland des edlen und
ehrenfest, auch me-
barock Bellikosi r-
ehelich nachgelasse
und gespreizt wie
Stückes, ein eitler
Redeweise, die d-
aufkam, von seine
der Jagd zu beri-
läufer Münchhau-
Fürsten auf, um l-
„Dieweil auch jetzt
vor der Hand sein
ohn allen Zweifel
berühmten und er-
von nützen habe
Durchlaucht densel-
fährt dieser erste s-
der Prahlhans ist
nur lächerlich ge-
gesellschaft.

Die schweren s-

nicht geringstes Unheil eine wachsende kriegerische Abb. 77. Marodeur. Holzschn. von J. Amman. A. 237, 79.



Abb. 78. Auszug zum Entschließen in Nürnberg 1592. Gleichzeitiger Holzschnitt. Nürnberg, Germanisches Museum.

mit ihnen eine Musterung der Bürger, auch wohl Übungen im Scharmützieren verbunden. Aber die Interessen des Bürgers galten nur der heimischen Stadt; was kümmerte ihn der Staat, dem er oft genug mißtrauisch gegenüber stand. Wohl hatten die Fürsten niemals auf die Verpflichtung der Untertanen zu bewaffneter Hilfeleistung verzichtet.

aber sie bestand nur zur Verteidigung des eignen Landes, nicht zu auswärtigen Feldzügen. Dazu wurde mit den Fortschritten der Waffentechnik die Verwendung ungeübter Mannschaften immer mißlicher, auch scheute man die Bewaffnung der Massen, nachdem man erlebt hatte, welches Unheil die vielfache Aufwieglern verheßten Bauern in ihrem Aufstand anrichteten. Aber die Unerforschlichkeit und Zügellosigkeit der Landesknechte zwang gebieterisch, einen Ausweg zu suchen. Man bemühte sich den bisher von

Fall zu Fall ersolgenden Aufses

boten der Lehnbedienste und Landfolgen schon im Frieden ein mehr militärisches Gepräge zu geben, und schuf so das sogenannte Defensionswesen, das bis zum entscheidenden Siege der stehenden Heere bestanden hat. Wie auf taktischem Gebiete gingen auch hier die nassauischen Fürsten voran. Graf Johann, ein Vetter des großen Draniers,

ist schon in seiner Jugend, die noch in das sechzehnte Jahrhundert fällt, und dann sein Leben lang ein eifriger Verfechter der Volksbewaffnung gewesen, die er mit Rücksicht auf die spanische Gefahr von seinem Vater eingeführt sah. Dies Vorbild bestimmte Landgraf Moriz von Hessen 1600 die gleichen Einrichtungen zu treffen. Wie der An-

g dieser Zeit, so gehörte ihre Fortsetzung vorzugsweise den protestantischen Ständen, die hier eine Bewegung gegenheraufziehen zu sehen hofften. Das neue Jahrhundert sah zuhelfe die Pfalz, gleichem Sinne, am 1. Januar 1613 trat in Hessen eine Defensionsordnung in Leben, und im folgenden Jahre richteten dahingehende Vorschläge Brandenburg, Katholischer hatte nur in ähnlichen Bestrebungen aufzusehen. Die vereinstimmende Meinung in allen

Abb. 79. Kartographie mit einer im Anfang des 17. Jahrhunderts. Diese Territorien von Duxenwech (1590—ca. 1630). München, Kupferstichkabinett.

Ausschuß, das von den Ortschaften gestellte Kontingent, bereits in Friedenszeiten durch häufiger als bisher angestellte Musterungen und wöchentlich wöchentlich angestellte Exerzierübungen auf den Ernstfall vorzubereiten. Bei den Untertanen fanden diese landesherrlichen Maßregeln wenig Gegenliebe, die Stände setzten der Ver-



willigung erforderlicher Geldmittel die gewohnte Widerhaarigkeit entgegen, und die Eingezogenen waren unzufrieden über die neue Verpflichtung. So war es unvermeidlich, daß die scheinbar hoffnungsvolle Wiederbelebung der allgemeinen Wehrpflicht sich den harten Anforderungen der Wirklichkeit gegenüber als völlig unzureichend erwies. In den Stürmen des großen Krieges hat die neue Organisation ausnahmslos ein klägliches Bild geboten; die Defensioner, ohne Eifer für die Sache, schlecht verpflegt und gelöhnt, mit dem Herzen in der gefährdeten Heimat, lösten sich oft durch Desertion auf, ehe sie vor den Feind kamen, waren aber keinesfalls fähig, geübten Soldaten Stand zu halten — ein warnendes Beispiel für kurzfristige Verfechter des Miligedankens. Die Ritterschaft hatte zwar noch die hergebrachte Verpflichtung zum Kriegsdienst, aber deren Grundlage, die erbte Kriegstüchtigkeit, war verfallen. Die Eigenschaft, auf Grund deren der Stand zu einem solchen erwachsen war, trat zurück vor der des Grund-

besitzes. Die auf diesem lastenden kriegerischen Leistungen pflegten die Herren in möglichst bequemer Weise durch ungenügende Stellvertretung zu erledigen. So sah der Kurfürst von Brandenburg 1610 sich bei der Musterung der Ritterschaft zu dem Verbot genötigt, nicht wieder wie früher „kleine schwache Klepper oder auch Kutscher, Bögte, Fischer und dergleichen schlimm und unversucht Lumpengefindel anstatt guter starker Hengste zur Stelle zu bringen.“ Ein sächsischer Bericht aus den ersten Jahren des großen Krieges urteilt: „Zierlich zur Musterung gehen, in schöner Rüstung prangen und mit Leuten scharmäßen, die weiße Schärzen tragen, da will sich ein Jeder brauchen lassen, aber zu Feld liegen, Städte und Festungen belagern, stürmen und einnehmen oder Feldschlachten thun, das ist Gedenckwerth.“

Mit den Versuchen zur Begründung einer allgemeinen Wehrpflicht geht Hand in Hand eine uns ebenso selbstverständliche Einrichtung, die Uniform. Sie ist der Neuzeit so zum unterscheidenden Merk-

mal des Soldaten, zum Symbol der in der Gesamtheit aufgehenden Einzelpersönlichkeit geworden, daß es merkwürdig berührt, sie erst mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts allgemein eingeführt zu wissen. Ihre Anwendung widersprach dem Individualismus des Rittertums, dessen Wappen gerade den Zweck hatten, den Einzelnen kenntlich zu machen, wie seine Taktik nur in einer Reihe von Zweikämpfen bestand. Um unerkannt zu bleiben, legte Ludwig der Bayer in der Schlacht bei Wühldorf mit mehreren der Seinen denselben blauen Waffenrock mit weißen Kreuzen an. Nur ständiger Dienst am Hofe eines Fürsten veranlaßte ein Aufgeben der eignen Persönlichkeit soweit, daß das häufig in der Befoldung einbegriffene Hofkleid dessen Ausdruck wurde. Es bezeichnete aber nicht den Dienst des Staates, sondern des Fürsten, war weniger Uniform als Livree. Schon 1293 erklärten die Magdeburger Ratmannen für ratsunfähig, wer eines Fürsten Kleidung nähme, d. h. in seinen Diensten stände. Nicht anders ist es, wenn die nicht am Hofe lebende Ritterschaft aus Gründen der Repräsentation in gleichmäßiger

Tracht erschien wie z. B. bei Huldigungen. Sie wies gewöhnlich die Hausfarben auf und war sehr kostbar, ohne Rücksicht auf kriegerische Zwecke. Bei dem geworbenen Soldner verboten sich Uniformen schon wegen des häufigen Parteiwechsels; ihre Stelle vertraten leicht zu ändernde Abzeichen, besonders Feldbinden. Eine bestimmte Kleidung im öffentlichen Dienst und zwar vorzugsweise im kriegerischen findet sich zuerst in den Städten, wenn auch erst vom fünfzehnten Jahrhundert an, häufiger nachweisbar. Wie die Ratsdiener mit dem Gold auch Kleidung empfangen, so wurden auch bei kriegerischen Auszügen Bürger wie Geworbene häufig mit gleicher Tracht ausgestattet, die meist die üblichen städtischen Farben rot und weiß aufweist. Im Dienste des Staates erscheint die Uniform in Verbindung mit dem zuerst im sechszehnten Jahrhundert in den Territorien auftauchenden Gedanken einer allgemeinen Wehrpflicht der Landesunterthanen. Graf Johann von Nassau hebt in seinen Schriften, die dies Prinzip verfechten, auch den Einfluß einer Standestracht auf Stärkung des Selbstbewußtseins hervor. Er

wie der Landgraf Moriz von Hessen wollen, da die Wämser von Leder zu sein pflegten, die Fähnlein nach der Farbe der wollenen Beinkleider unterscheiden. Der Gedankengang dieser Fürsten war derselbe, wie er den trefflichen Justus Wöbser beseeelte, wenn er in seinen patriotischen Phantasien zur Hebung des Bürgerstolzes Bewaffnung und Uniformierung vorschlug. Bei der Organisation des Defensionswerkes wurde auch die Uniform wieder aufgenommen. Die sächsische Defensionsordnung von 1613 schreibt grauen Tuchrock mit rotem Kragen, kurze Tuchhosen und rote Strümpfe für das Fußvolk vor, und sogar für die Ritterschaft wurden Unterscheidungen nach der Farbe der Waffenröcke und ihrer Besatzstreifen eingeführt. Mit dem gesamten Defensionswesen wurden auch diese Ansätze der Uniformierung durch die zügellose Söldnerwirtschaft des großen Krieges zurückgedrängt, um erst im Gefolge des stehenden Heeres von neuem aufzutauchen.

Der dreißigjährige Krieg bedeutet ein Maß des Jammers, wie es keinem andern Volke auszukosten beschieden war. Schwer war die staatliche Demütigung eines fortan zur Ohnmacht verdammten mächtigen Volkes, furchtbar der wirtschaftliche Zusammenbruch, der eine reich entwickelte Kultur an vielen Stellen auf die Stufe eines Kampfes ums Dasein zurückschleuderte — das Ärgste war der sittliche Verlust. Es war ein Geschlecht herangewachsen, das den Frieden nie gekannt hatte; die wilde Rohheit der Söldner, die

sich; das Söldnerwesen mußte erst durch die Gräueltaten eines Menschenalters ad absurdum geführt werden, ehe aus seinen Trümmern eine neue Ordnung erwachsen konnte. Daß er von Söldnern geführt wurde, war eine Hauptursache wie für die Leiden dieses Krieges so für seine Dauer. Der Söldner dieses Krieges, der auf beiden Seiten die verschiedensten Nationen und Bekenntnisse sah

Die jetzige Auffassung des Berufs mußte seine soziale Stellung herabdrücken. Hatte sich die Soldateska bisher schon aus immer niedrigeren Schichten des Volkes ergänzt, so wurde sie, je länger der Krieg rasste, geradezu der Abschaum. Das bedingte wesentliche Veränderungen innerhalb des Heeres selbst. Wie die Taktik der Landsknechte auf dem geschlossenen Gewaltthaufen beruhte, in den vor dem Angriff auch die Befehlshaber eintraten, so machten sich auch gesellschaftliche Unterschiede wenig bemerkbar. Die Führer bis zum Hauptmann aufwärts gingen aus den Knechten selbst durch Wahl hervor, und ihre Stellung galt nur, solange das Fähnlein beisammen blieb. Jetzt machte die Unsicherheit und geringe Übung der Mannschaft eine starke Vermehrung dieser unteren Stellen nötig, und die Stellung der Offiziere begann sich scharfer abzuheben. Noch 1606 spricht ein amtliches Aktenstück von den Offizieren des Kurfürsten von Brandenburg, meint aber die Civilbeamten, die sonst auch wohl Offizianten genannt werden. Auch nach der Beschränkung auf militärische Stellungen bleibt die Abgrenzung nach unten hin unsicher. Mit der allmählichen Klärung

der Vorstellung, die nach dem Kriege vollzogen erscheint, geht Hand in Hand eine wachsende Bevorzugung des Adels. Drastisch wird das im Simplicissimus, diesem ausgezeichneten Sittenbilde, geschildert. Die militärische Rangordnung erscheint dem Helden im Traum als ein Baum, auf dessen untersten Zweigen die gemeinen Soldaten sitzen, darüber die Subalternoffiziere, „die man Wamsklopfer nennt.“ „Über diesen hatte des Baumes Stamm einen Absatz, welches ein glattes Stück war ohne Äste, mit wunderlichen Materialien und seltsamen Seifen der Mißgunst geschmieret, also daß kein Kerl, er sei denn von Adel, weder durch Mannheit, Geschicklichkeit noch Wissenschaft hinauf steigen konnte, Gott geb wie er auch klettern könnte, denn es war glätter poliert als eine marmorsteinerne Säule oder stählerner Spiegel. Über demselben Ort saßen die mit den Fähnlein, deren waren teils jung und teils bei ziemlichen Jahren; die Jungen hatten ihre Bettern hinauf gehoben, die Alten aber waren zum Teil von sich selbst hinauf gestiegen, entweder auf einer silbernen Leiter, die man Schmiralia nennet oder sonst auf einem Steg, den ihnen das Glück aus Mangel anderer

stächlich war es, das den Durchzug einem verheerenden Heuschreckens-
lich machte. Und ihm nach folgten
Besellen, die Merodebrüder, für die
eriodische Gartlaufen dauernder Zu-
en war. Der Name stammte von
t eines Grafen Merode, das durch
d schlechte Zucht in fast völlige Auf-
t war, und blieb seitdem an den vers-
hägeln hängen, deren Zahl bei wid-
l des Heeres ins ungeheure wuchs.
e haufenweis hinter den Hecken im
nach ihrer Gelegenheit an der Sonne
feuer herum liegen, Tabak rauchen,
ulenzen, wenn unterdessen ein rechts-
ldat beim Fährlein Nige, Durst,
und allerlei Elend übersteht. Sie spor-
en und hinter der Armee alles was sie
was sie nicht genießen können vers-

Abb. 86. Deferteure im 30jährigen Krieg. Kpfr. aus
E. Richter, Soldatenleben, 1642.

gelegt hatte." Eine weitere Folge der Ver-
schlechterung der Heeresergänzung war, daß den
Soldaten das wichtige Vorrecht eigener Gerichts-
barkeit genommen wurde. Im Laufe des Krieges
bildeten sich an Stelle des umständlichen alten
Malefizgerichtes im Ringe der Knechte die mo-
dernen militärgerichtlichen Formen aus, wobei aus
den einzelnen Chargenklassen gewählte Richter das
Urteil sprachen. Die Vollstreckung lag für das ganze
Heer in den Händen eines obersten Profosses, des
sogenannten Generalgewaltigen. Schlimmer noch
als die Minderwertigkeit des soldatischen Materials
waren die Begleiterscheinungen in ihrem Gefolge.
Denn bei der Schwierigkeit des Unterhalts und
der strategischen Leitung bei der damaligen Krieg-
führung konnten die Heere nur klein sein. Aber
nicht nur sie galt es zu ernähren sondern auch den
Tross, der sie begleitete und oft an Zahl übertraf.
Auch seine sittliche Beschaffenheit war gesunken,
immer häufiger fand es der Soldat bequem, für
das Zusammenleben mit einer Gefährtin nicht
mehr die Hilfe des Geistlichen in Anspruch zu
nehmen, um den Wechsel zu erleichtern. Wer das
zu nicht Neigung oder Mittel besaß, hielt sich einen
Buben zur Bedienung und — zum Stehlen. Dieses

oben ist, und daß die Regimenter, wenn sie in die
Quartiere oder ins Lager kommen, oft nicht einen
guten Trunk Wasser finden, und wenn sie alles
Ernstes angehalten werden, bei der Bagage zu blei-
ben, so wird man oft beinahe dieselbe stärker finden
als die Armee selbst ist. Sie wachen nicht, sie schanzen
nicht, sie stürmen nicht und kommen auch in keine



Schlachtordnung und sie ernähren sich doch.“ Nur eines Schrittes bedurfte es, auch diese schwache Verbindung mit den regulären Truppen zu lösen und völlig zum Buschflepper und Räuber herabzusinken, wie sie seit dem Kriege die ständige Plage mancher Landschaften wurden.

Wie für die soziale Stellung des Soldaten wurde auch für die materielle im Verlaufe des Krieges die Grundlage ungewisser. Zwar der Sold war bedeutend gestiegen, er betrug jetzt selbst für den Fußsoldaten zehn bis fünfzehn Gulden monatlich, aber seine Auszahlung wurde immer unsicherer. Nicht nur das Austreiben der Geldsummen wurde bei der schwerfälligen Finanzwirtschaft und der steigenden Verarmung der Unterthanen für die Landesfürsten immer schwieriger, noch schlimmer war die Zwischenwirtschaft, durch die das Geld erst an die Söldner gelangte. Nicht

umsonst hieß es schon vor dem Kriege: „Ob ein Kriegsfürst schon ein ganzes Haus oder Turm voll Dukaten beisammen hätte, so bedarf er doch deren gar wohl, und wenn er vermeint, daß er auf sechs Monat mit Geld sei versehen, so ist es doch schier alles hin, ehe er recht anfängt zu kriegen. Und hieran sind die Obristen und Hauptleute bisweilen schuldig, die machen dem Fürsten den Handel dermaßen süß, leicht und gering, als wenn man nur auf einen Lanz ziehen sollte. Und dieses thun die Kriegsgurgeln keiner andern Ursachen halben als damit sie ihren unersättlichen Geiz und hungrigen Magen mögen füllen. Und stürzen also die Fürsten in ein tiefes Meer, darin sie begehren zu fischen.“ Das militärische Unternehmertum, dem wir bereits bei der Anwerbung der ritterlichen Gleven des fünfzehnten Jahrhunderts begegnen, stand jetzt in voller Blüte. Hauptmann war, wer ein

Fähnlein, Obrist, wer ein Regiment warb; ins Große getrieben wurde das Geschäft durch Wallensteins. Wer von einem Fürsten das Geld zur Soldzahlung erhielt, der suchte seinen Vorteil dabei wahrzunehmen. Der gewöhnlichste Weg war, mehr Soldaten in den Listen zu führen als wirklich vorhanden waren, und den überschüssigen Sold in die Tasche zu stecken. Das war das berückte „Finanzen“ der Offiziere, wie es auch den Beamten seit dem sechzehnten Jahrhundert vorgeworfen wurde. Auch sie waren aus Mitgliedern eines patriarchalischen Haushalts zu Geschäftsleuten geworden, die ihre Dienste möglichst teuer verkauften; beide mußten zum öffentlichen Dienst erzogen werden. Als für die Soldzahlungen die fürstlichen Geldquellen zu versiegen begannen, mußte Kredit in Anspruch genommen werden, der Unternehmer warb auf eigene Kosten und ließ sich auf andere Weise, etwa durch Domänen entschädigen. Die wichtigste Lebensregung des Staates, das Militärwesen, ging so in Privatwirtschaft über. Der weitere Unterhalt der Truppen wurde auf die Unterthanen, Freund oder Feind, abgewälzt unter dem Namen der Kontributionen. Das war die furchtbare Wahrheit von Wallensteins Wort, daß er zehntausend Mann nicht erhalten könne, aber vierzigtausend. Der Krieg mußte sich selbst ernähren.

Reißende Fortschritte machte der Verfall der

schon morsch in den Krieg eingetretenen Sitten. Die militärische Disziplin zwar war strenger geworden mit der Verschlechterung des Menschensmaterials, rascher die Justiz, barbarischer die Strafen, aber um so nachsichtiger behandelte man alles, was sich nicht unmittelbar auf die kriegerische Thätigkeit bezog. Um den Söldner, den nichts bei der Fahne hielt als die Aussicht auf Befriedigung seiner Gelüste, bei guter Laune zu erhalten, gestatteten die Feldherren ein Lagerleben, das alle kriegerische Zucht untergraben mußte. „Soff und Spiel und Wädel die Menge!“ Während das Land immer mehr verarmte und seine unglücklichen Bewohner oft mit den widerwärtigsten Mitteln den Hunger zu bekämpfen sich mühten, schwelgte die Soldateska zumal in den ersten Zeiten des Krieges im Überfluß. Bunt genug war der Anblick des Feldlagers, das nicht mehr durch die in einander geschobenen Heerwagen, sondern durch Wall und Graben eingegengt, mehr der Heimstätte einer wandernden Völkerschaft als eines Heeres gleich. Zwischen den Zelten, Strohz- und Bretterhütten der Lagergassen bewegte sich eine Menge, buntschedig durch Verschiedenheit der Nationalität und Willkür der Tracht in oft nichts weniger als kriegerischen Berrichtungen, wie sie der wilde Haushalt des Soldaten und die ihm reichlich gelassene Freiheit mit sich brachten. Der leichte Gewinn eines glücklichen Zuges förderte einen un-



Friedrich / Herzog von Savello u.

Römischer Baro, Röm: Kayf: May: Hoff Kriegs Rath / Cammerer / General Feldt Marschall und bestellter Obrister, geben hiemit zuvernehmen: Demnach mit sonderbarem Schaden der Röm: Kayf: May: onkers Allergnädigsten Herrns u. des gngn. H. Röm: Reichs diensten / im Weid leyder nur zu viel erfahren müssen / daß von onterschiedlichen Regimentern des

Herrn General Feldt Marschall: Braven von Böh u. onterhabender Armada, an vñlen Orten off des H. Reichs boden stat de partiten sich vernehmen lassen / die Strassen unsicher machen / berauben / vñ die Eruth / war ohne ansehen plündern / die nothwendigen Commercien, genßlich verhinndern vñ offhoben / Auch sonst alle abschwellige insolentien / wider alle warre Kriegsdisciplin, in dem schwang treiben:

Wird derowegen hiemit biesem allen des H. Röm: Reichs / vñ andern Stätten, Märckthen, Schloßern, Vñßern / vñ dergleichen / wo die Namen haben / Auch derselben Commandanten vñ Soldatesca vñtr onserm Commando, in Schwaben, Franckrn vñ Württemberg / auch andern Orten vñ Landen / zu etzer Nachrichlung angefügt / vñ zwar alles ernstes anbesohlen / andere aber gedählich hiemit ermahnet / Alle die Zentge / von obbesagter Armada, so off der Strassen / oder sonst an andern Orten betreten würden / vñ von den Herrn General Feldt Marschall: Braven von Böh u. vñ den Herrn Gen: Wachmeister / Hoff / vñ Schenker / oder von Das keinen schiden Paß / Als nach dem Achten diß Monats datirt / fürjumenen haben / verarrestirt, eingezogen / Die Widerspännige aber hienunnen abgestrafft / vñ sonst für Vogelfrey gehalten vñ tractirt werden. Wornach man sich zu richten. Sig: Heilbronn / den Zwölfften Junij, Anno 1638.

Friedrich / Herzog von Savello

L. 8

Erst Constantin Engel.

Abb. 89. Mandat des Kaiserl. Feldmarsch. Herzog von Savello gegen Marodeure. 1638. Aus Henne am Rhyn, Kulturgesch.

winn rasche Abnehmer fand. Spurlos verschwand in den Kriegslagern das meiste von dem alten Reichtum, dem kunstvoll gebildeten Hausrat der Vorzeit, die gestickte Haube der Bürgersfrau und das priesterliche Messgewand, das Prunkgefäß des Patrizierhauses und der einzige Kelch des armen Dorfkirchleins. Während so die Männer nach alter deutscher Unsitte die nicht dem Kriege gewidmete Zeit bei Trunk und Spiel verthaten, suchten die Weiber auf ihre Art sich und in schlechten Zeiten ihre Männer durchzubringen. Des Simplicissimus Schilderung läßt einen Blick in die soldatische Häuslichkeit thun: „Etliche nahmen keiner andern Ursache halber Weiber, als daß sie durch solche entweder mit Arbeiten oder wohl gar mit Stehlen ernährt werden sollten. Da war eine Fährnrichin unter den Weibern, die hatte ihre Gage wie ein Gefreiter, eine andre war Hebamme und brachte dadurch sich selbst und ihrem Manne manchen guten Schmaus zuwege, eine andre konnte stärken und waschen; diese wuschen den ledigen Offizieren und Soldaten, andre verkauften Tabak und versahen den Kerls ihre Pfeifen, eine andre war eine Näherin, damit sie Geld erwarb, eine andre wußte sich aus dem Felde zu ernähren, im Winter grub sie Schnecken, im Frühling graste sie Salat, im Sommer nahm sie Vogelnester aus und im Herbst wußte sie sonst Schnabelweide zu kriegen.“ Der karge und dazu unsichere Sold konnte zum Unterhalt der Soldaten und ihres Anhangs nicht genügen, er war es auch nicht, der sie lockte; mehr und mehr wurde das Beutemachen das eigentliche Ziel des Kriegers. Nach den Worten des Dichters Logau ging es:

Abb. 90. Streitende Weiber. Kupf. von H. U. Brand 1656. A. 15.
sinnigen Aufwand wie in Wöllerei so in Kleiderprunk. Die kostbarsten Stoffe, der reichste Schmuck waren den Soldaten und ihren Dirnen eben gut genug. Das militärische Stugertum artete durch die Verschwendungssucht und die Nachahmung fremder Moden ins abenteuerliche aus und breitete seinen Einfluß bei der alles beherrschenden Macht des Krieges auch auf die bürgerliche Gesellschaft aus. Rascher noch pflegte der gemachte Gewinn durch die Spielleidenschaft drauf zu gehen. Ihre Unausrotbarkeit hatte sogar veranlaßt, inmitten des Lagers vor dem Zelt des Oberbefehlshabers einen freien Platz zu lassen, wie ihn Simplicissimus beschreibt: „Er war ungefähr so groß wie der alte Markt zu Köln, überall mit Mänteln überstreut und mit Tischen bestellt, die alle mit Spielern umgeben waren. Jede Gesellschaft hatte drei vier-eckige Schelmenbeiner, denen sie ihr Glück vertrauten, so hatte auch jeder Mantel oder Tisch einen Scholderer, deren Amt war, daß sie Richter sein und zuschen sollten, daß keinem Unrecht geschehe. Sie liebten auch Mäntel, Tische und Würfel her und wußten deswegen ihre Gebühr sowohl vom Gewinn einzunehmen, daß sie gewöhnlich das meiste Geld erschnappten.“ Die gewöhnliche Folge der hier üblichen falschen Würfel waren Streitigkeiten und Zweikämpfe, darum stand dräuend auf demselben Plage der Quartiergalgen. Denn an diesen oder einen Baum, nicht an ein gemeines Hochgericht gehängt zu werden war Soldatenvorrecht. Auf der andern Seite hinter dem Feldherrnzelt waren die zahlreichen Wagen der Marketender und Handelsleute aufgefahren, wo der Spiegel

Abb. 91. Soldaten im Wirtshaus. Kupf. von H. U. Brand 1656. A. 18



Was man dem Feind entwandt, das heiße, meinst du, Beute?
Nein, was der Bauer hat und was die Edelleute
Was man auf Straßen stiehlt, was man aus Kirchen raubt,
Das heiße Beut' und ist bei Freund und Feind erlaubt.

Das Ausplündern wurde systematisch betrieben, indem kleine Trupps das Land durchstreiften, um nach vorheriger Aufkundschaftung ihre Überfälle auszuführen. Man nannte das „auf Partei gehen“, und was die grausige Zeit noch an Romantik aufzuweisen hat, knüpft sich an diese oft mit ungewöhnlicher List und Kühnheit ausgeführten Unternehmungen. Aber es war eine Räuberromantik, die nur der Habgier diente, und ein Flugblatt von 1635 brandmarkt grimmig dieses Treiben:

So spreche ich den Bauersmann an,
Wo der nicht bald will Zahlung thun,
So muß der arme Teufel wohl

Was Geld gilt und ich kann verkaufen,
Da muß also der Bauer entlaufen.
Sehen mir an nun solche Pöffen,
Und werde nicht irgend erschossen
Mit einem hansenen Pfeil geschwind,
Damit man die Rälber anbindt,
So fang ich's rechte Leben an,
Da muß ich haben ein schöne Dam,
Mit welcher ich mich erlustier,
Bis mir ein schön're kommet für.

Die mit der Dauer der Raubzüge abnehmende Ergiebigkeit hat selbst auf die äußere Zusammensetzung der Heere Einfluß geübt. Bei der Notwendigkeit immer weiterer Ausdehnung und raschen Ortswechsels, wie sie die Erschöpfung des Landes hervorrief, war Reiterei besser zu verwenden. Ihr bisher zurückgebrängtes Übergewicht begann sich wiederherzustellen, und gegen Ende des Krieges übertraf sie bisweilen das Fußvolk an Zahl.

pe sogenannte Freireiter, nde zu stehen sich nur in iche Streifzüge ihr anges eine solche Kriegsführung erderb für die militärische plin sein, so war die Bes rung sittlicher Verrohung chlimmer. Sie vor allem en Anlaß zu den Scheuß ten, die den Namen i Krieges berüchtigt ge haben. Alle Qualen erfinderischen Grausam urden über die Unglücks verhängt, denen man heheimnis ihrer wie oft vermeintlich verborgenen ge abpressen wollte. Eine che Entschuldigung ist es e Bestialität, die damals tand des Kriegers ents daß die ärgsten Schand:

thaten den slavischen und romanischen Hilfsstruppen zur Last fallen, die katholischerseits auf Deutschland losgelassen wurden. Wie in den Zeiten sittlicher Verkommenheit lange Zeit gebändigte dunkle Mächte wieder aus der Tiefe der Volksseele aufzusteigen pflegen, so begann ein dumpfer Aberglaube die Menschen zu umstricken. Er hatte am Ende des sechzehnten Jahrhunderts als das theologische Gezänk alle geistigen Kräfte verbraucht, den Hexenwahn erzeugt, er folgte jetzt den Bedürfnissen des Krieges; seinen Gefahren durch übernatürliche Mittel zu entgegen war das Streben der Menschen. War doch die religiöse Empfindung auf das tiefste gesunken, trotzdem der Kampf als ein Glaubenskrieg begonnen war und in den Lagern sonntäglich Feldgottesdienst gehalten wurde. Davon zeugt ein der gewöhnlichsten Zeitsünden, über die schon lange vor dem Kriege geklagt wird, das gotteslästerliche Fluchen. „In Wahrheit, nicht allein ist dieses Laster allenthalben bei hohem und niedern Standes Personen, zumal aber bei den Kriegsgurgeln, dermaßen gemein und üblich worden, daß es nit allein für kein Sünd nicht wird gehalten, sondern auch daß sie nit vermeinen, daß si rechtschaffene Soldaten seien, wofern sie nit immerdar schnarchen, poltern, Pösmarter und Saframenten auswerfen und alle ihre Rede mit dem Schwören schmücken. Und gleichwie einer Fuhrmanns Gebet pflegt Schiff und Wagen zu treiben, also äßt ein Hauptmanns-Fluch durch drei Harnisch“. Während des Krieges wuchs die gräuliche Unsitte. „Vor Zeiten, wenn man hie zur Feldschlacht oder auf Partei gehen wollen, hat's geheißen: Nun Gott helf, haltet euch redlich, ihr Brüder, und denket an Gott und an unsern gnädigen Herrn und thut alle das beste. Da hat's denn gegolten und ist Glück dabei gewesen. Aber heutigen Tages, es gehe für

Scharmügel vor, was immer wolle, wo ist einer, der in Gottes Namen daran ginge. Da heißt es jetzt: Gebt Feuer, daß dich der Hagel erschlag, ihr Bursch alle miteinander! Marschieret, daß euch der Donner erschmeiß! Sauf, daß dir's höle

Früh auf Soldat, parir dein Wehr,
Dich hilft jetzt kein Wundsegen mehr,
Bist schon gefroren, ist umsonst,
Ich lds auf mit Gewalt ohn Kunst.

Bekannt ist, daß auch einzelne Feldherrn im
Rufe standen, „fest“ zu sein, vor allem Wallenstein,
der ja selbst den astrologischen Neigungen der
Zeit seinen Tribut zahlte.

Wie die Glieder so auch das Haupt!
Weiß doch niemand, an wen der glaubt.

In dem abstoßenden Bilde damaliger Soldatenmoral ist der einzige freundliche Zug und für die Zukunft bedeutungsvoll geworden ein starkes Standesgefühl. Nicht umsonst ist im *Simplicissimus* die erfreulichste Eigenschaft des sonst recht zweifelhaften Helden seine unwandelbare Anhänglichkeit an seinen alten Kameraden Ulrich Herzbruder. Die Kameradschaft war allerdings ein Gebot der Selbsterhaltung bei dem häufigen Parteiwechsel, denn keiner war sicher, in dem Feinde von gestern heute einen Kampfgenossen begrüßen zu müssen. So bildete sich ein Ehrentod des Verkehrs zwischen Feinden, das Kartell, das besonders Gefangenen zu gute kam. Ihre

Abb. 96. Totentanz. Kupf. von Rudolf Meyer 1637.

hoffen haben, da ihr euch alle unter einander so verfluchet?“ Solchen Gefellen machte es nichts aus, mit dem bösen Feinde selbst einen Bund zu schließen, um der erwünschten Sicherheit vor feindlichen Kugeln und Klingen teilhaftig zu werden. Schon Luther spricht über die mannigfachen zu diesem Zwecke angewandten Mittel seine Mißbilligung aus, da man sich allein dem Willen Gottes besehlen solle. Groß war ihre Zahl, zum Teil uraltes Gut, aus heidnischer Vorzeit stammend, auf Zettel geschriebene Zauberformeln, Amulets und allerlei Seltsames und Widerwärtiges als Talisman. Der Prosop galt wie in der bürgerlichen Gesellschaft der Henker als erfahren in unheimlichen Künsten, so auch in der, „fest“ oder „gefroren“ zu machen. Die Berichte der Zeit sind voll ernsthafter Erzählungen über derartige Fälle, denen gegenüber nur ein Auskunftsmittel verfangen sollte, das Erschlagen mit Keulen oder Gewehrskolben, wenn man sich nicht darauf verstand, wiederum durch geheime Formeln den Zauber zu lösen. Bezeichnend läßt der Totentanz des Zürchers Rudolf Meyer den Tod zum Soldaten sprechen:

Über Drol: vord. Humoreske/
Bauernfönderei der Barten Hansen Zuehrlicher Anfang/Gefähr-
lichster Fortgang/ vord. Allerhöchster Ausgang.

Abb. 98. Spottbild auf Marodeure während des 30 jähr. Krieges. Aus einem fliegenden Blatt. Nürnberg, Germ. Museum.

behandeln. Weniger erfreulich äußerte sich das militärische Gemeingefühl gegenüber denen, die nicht die Waffen trugen, aber es nährte wenigstens die Vorstellung, etwas besseres zu sein als andere und damit doch eine höhere Empfindung. Bessere Elemente mochten in einer Zeit, die nur Ambos oder Hammer zu sein die Wahl ließ, nach Art von Schillers Reiterlied empfinden. Ein Beispiel davon giebt der junge Detlev Ahlesfeld, ein holsteinischer Edelmann, der noch in den letzten Jahren des großen Krieges Dienste gethan hat und diesen Entschluß so rechtfertigt: „Ich war ein junger Mensch, gesund, vigourös und der nicht gern in Ruhe sein konnte noch mochte, sondern wie ich erst einmal das Soldatenleben geschmecket, gefiel mir selbiges so wohl wegen der vorfallenden großen Geschäfte, Debauchen, des Klingens der Pauken und Trompeten, der aufwartenden Offiziere und täglich im Kriege vorkommenden Renkontren, daß ich darnach je mehr und mehr Lust dazu bekam und um soviel weniger wiederum absteigen konnte, als ich vorher von meinen lieben Eltern und nachmals von meinem Hofmeister zu aller Modestie, Sittsamkeit und Meidung all solcher Gesellschaft erzogen und an gehalten worden.“ Rober kommt das Herrenbewußtsein bei den gemeinen Soldaten zum

Ausdruck: Sobald ein Soldat wird geboren, sind ihm drei Bauern auserkoren, der erste, der ihn ernährt, der zweite, der ihm ein schönes Weib bescheert, der dritte, der für ihn zur Hölle fährt. Kein Wunder, daß sich ihre Scharen immer von neuem aus Verzweifelten ergänzten, die es vorzogen Unrecht zu thun als Unrecht zu leiden. Das schildert ein Streitgedicht von 1624:

Soldat: Ach Bauer, du hast verlornes Spiel,
 Ich leer dir heut dein Haus,
 Willst du dich unnütz machen viel,
 So geht es übel aus.
 Wenn ich dir zünd dein Gütlein an,
 Hernach bist du ein armer Mann,
 Traurig.

Bauer: Und wenn ich hab kein Geld und Gut,
 So zieh ich in das Feld
 Zum Mansfelder, dem frischen Blut,
 Der kriegt alle Tage Geld.
 Da darf keiner stehlen auf der Bahn
 Nit mehr als er tragen kann,
 Lustig.

Soldat: So recht, mein liebes Bäuerlein,
 Es thut dieweil kein gut,
 Bis daß alle Bauern Landknecht sein,
 Desgleichen auch mit Mut
 Die Bettler werden Edelknecht
 Davor behüt sie Gott allzeit
 Traurig.



zeitigen fliegenden Blatt. Nürnberg, Germ. Museum.

Bauer: Also hat dieses Lied ein End
Jezund ihr lieben Leut,
Und wenn geboren wird kein Kind,
Da wird es gute Zeit.
Wenn man nichts mehr um's Geld thut kaufen
So wollen wir bis Neune schlafen.
Lustig!

Ein Zeugnis der Freudlosigkeit, die die jahrzehntelange Blutarbeit über die Gemüther der Menschen breitete, sind die geringen dichterischen Leistungen. Gegenüber der frischen sangbaren Art, mit der im sechzehnten Jahrhundert nicht allein große kriegerische Vorgänge sondern auch kleinere Fehden behandelt werden, steht das siebzehnte weit zurück. Was von Kriegspoeseie erhalten ist, erscheint so umständlich und verschandelt wie die fremdländisch beeinflusste „alamodische“ Zeitdichtung überhaupt. Selten ist ein Lied von wirklichem soldatischem Empfinden im alten Volks-

ton wie das auf Mansfelds und Markgraf Georg Friedrichs Sieg über Tilly bei Wiesloch 1622:

Wir haben den Tilly auf's Haupt geschlagen
Und thäten ihn aus dem Felde jagen,
Der Schimpf, der wird sich machen,
Mit Gottes Hülff und unserm Schwert
Ihm truer gemacht sein Lachen —
ja Lachen

Es gab ein blutig Retirad,
Dabei auch noch gar mancher hat
Sein jung frisch Leben verloren,
Den nun sein Mütterlein beweint,
Die ihn in Schmerzen geboren —
geboren.

Unerfreulich wie die eigene Auffassung des Soldaten von seinem Stande ist auch die anderer geworden. Hatte schon seit dem Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts die überwuchernde gelehrte Bildung und die eindringende Fremd-

länderei eine Kluft geöffnet zwischen den Gebildeten und dem Volke, so brachten die Soldatengräuel des großen Krieges das kriegerischste aller Völker in einen Gegensatz zu seinen bewaffneten Mitgliedern, der anderthalb Jahrhunderte lebendig geblieben ist. Am brutalsten äußerte er sich in der grimmigen Wieder Vergeltung, die zumal die Bauern, wo sie in der Übermacht waren, gegen plündernde Soldaten übten. Die Empfindungen der zur Verzweiflung getriebenen schildert der blasphemische Humor der Verse des Bauernvaterunsers auf S. 84.

Anziehender und folgenreicher ist die Einwirkung auf die prosaische Literatur gewesen. Es rächte sich jetzt, daß die Bildung seit lange dem Volke fremd geworden war und sich in die Gelehrtenstuben zurückgezogen hatte; die Vertreter eines Standes,

war, säumten nicht, ihrer Verachtung über das untrügerische gelehrte Wesen Ausdruck zu geben. Schon Luther hatte diesen Gegensatz erfahren, da er als Junker Georg auf der Wartburg hauste. Ihm wurde für seine Ausritte ein Reitersmann beigegeben, der ihn unterwies, wie er sich adlig halten solle „mit Geberden, Bartstreichen und Verfehlung der Wehre“. Wenn dann in einer Herberge der Doctor ein Buch liegen fand und eifrig besah, ermahnte ihn jener: „das wäre nicht adlig und reimte sich die Reuterei und Schreiberei gar übel zusammen“. Im Simplicissimus rühmt sich der verklumpte ehemalige Student Olivier, wie er sich nach seiner Anwerbung bei der ersten Bataille „nicht als ein Federspißer gezeigt, sondern als ein braver Soldat“. Ganz in moderner Fassung erscheint der unerfreuliche

dem Kriege in den Worten eines ers:

ist war der blanke Degen
Feder überlegen,
n wendet sich das Blatt.
Degen steckt im Leder,
n sucht hervor die Feder,
weil man Frieden hat.

he Rache der „Federfechter“ hat dafür besonders auf der Bühne preisgegeben. Seit dem Miles Römers Plautus sind die Eigensfigur in der italienischen Renais, in Shakespeares Falstaff und Herzogs Heinrich Julius dieselben hlerisch, feige und verliebt, so ersat auch in den deutschen Bühnenszehnten Jahrhunderts. Das von 1634 verfaßte Drama Perseus, aus der macedonischen Geschichte Stoffes in seinen plattdeutschen höchst realistische Zeitbilder bietet, bescene vor; der Kapitän Hans mellt und ruft: Hört zu, rechts alers, Reuters und Soldaten zu rd, alle diejenige, so da Lust, Liebe aben, dem gräulichen, großen und Könige, Don Philipppo in Races dem Parlament des hochadligen, nd gottsjämmerlichen Bratens Quidrija Charlatan, Freiherrn zu

Ereignisse des Krieges Bezug nimmt. Die Mittel der Komik sind dieselben geblieben wie in der Komödie von Vincentius von Mantua, aber sie sind derber geworden. Wie dort tritt zum Beginn Don Daradiridatumbarides Windbrecher von Tausendmord, Erbherr zu Windloch mit feierlicher Grandezza auf. Pappenheim selbst hat ihm eine goldene Kette um den Hals gehängt, als er zuerst sich auf Magdeburgs Mauern wagte, und er äußert alsbald die löbliche Absicht, einen Nebenbuhler bei der äußersten Zehe des linken Fußes zu ergreifen, dreimal um den Hut und dann in die Höhe zu schleudern, daß er mit der Nase am großen Hundstern kleben bleiben soll. Doch er ist nach des eignen Dieners Worten nur ein gehelmter Nase, die Augen einer Nase im Dunkeln und der Gefang des Nachtwächters flößen ihm Furcht ein. Sein gleichwertiger Kumpan Don Horribilicribrifax von Donnerkeil, Herr auf Bligen und Erbsaß auf Earthaunentknall ist

Gotha, Kupferstichkabinet.

enttäuscht, daß der Kaiser ohne ihn mit den Schweden Frieden geschlossen hat, und wenn ihn nicht eine Dame zurückhielte, hätten die Venetianer längst den Türken aus Konstantinopel vertrieben. Beide Helden sind nicht nur unausflehlige Prahlhänse, sondern auch alamodische Secken, der eine spricht halb französisch, der andre halb italienisch. Als endlich eine beleidigte Schöne den einen auf den andern hegt, beschränken sich beide auf dröhnende Kraftworte: „Sprich einen englischen Gruß und hiermit stirb!“ — „So hab ich mein Schwert ausgezogen in der Schlacht bei Lützen.“ Ein Bedienter schlägt ihnen die Degen um die Köpfe mit den Worten: „Aufschneider, Lügner, Värenhäuter, Bengel, Bauernschinder, Erznarren, Euzone!“ Solche Anschauungen waren das Resultat einer dreißigjährigen Soldatenherrschaft. Kaum eine Kriegszeit giebt es, deren soldatische Typen uns so wenig menschlich nahe

treten. Außer den Wenigen, die finstere Helden-
größe über das Maß des Gewöhnlichen hinaus-
hebt, scheint die Masse nur den niedrigsten Heerden-
trieben zu folgen. Und doch haben sich Zeugnisse
der urwüchsigsten Kraft und Gesundheit, die dem
zerschmetterten Stamme neues Grün ermdg-
lichte, auch aus soldatischen Kreisen erhalten. Ein
solches ist das hinterlassene Werk eines alten
Kriegsmannes, des Wendelin Schildknecht, der
Stadt Stettin Ingenieur und Zeugmeister, Be-
schreibung Festungen zu bauen, 1652 erschienen.
Die Arbeit, deren prächtig in roten Sammet mit
Goldschnitt gebundenes Widmungsexemplar für
den Großen Kurfürsten noch erhalten ist, erweist
sich als Niederschlag eines reichen Wissens, ist
aber getreu der Versicherung seines Titels nicht
allein „gründlich und ausführlich“, sondern auch
„lustig und anmutig“. Ganz erstaunlich ist es,
wie der Autor den trockenen Stoff durch seine
bebaglich-humoristische Darstellung zu beleben
weiß. Kaum vermögen die technischen Aus-
einandersetzungen die Fülle packend anschaulicher
bildlicher Ausdrücke zu fassen, und unwillkürlich
bedauert man, daß solche Kraft nicht einem all-
gemeiner verständlichen Stoff zu gute gekommen
ist. Dabei ist Schildknecht ein biederer Charakter,

von Schmerz bewegt über das Unglück des Vater-
landes. Er erinnert ganz an den Wormser Ano-
nymus, der grade 150 Jahre vorher schrieb, nur
daß er ihn an stilistischer Gewandtheit übertrifft.
Berechtigt ist es freilich, wenn er bemerkt, daß er
„nicht vor Klosternonnen schreibe, sondern vor
kunstliebende Soldaten“, denn seine Gleichnisse
sind häufig von einer Plastik, für die uns das
unbefangene Verständnis verloren gegangen ist.
Er hat das Werk zur Belehrung seiner beiden
Söhne verfaßt, „daß ich ihnen diese hochtöbliche
Kriegskunst gleich einem Elaret eintröcktern
möchte, welches mein Fürnehmen Gott Lob, mich
nicht betrogen sondern ziemlich gelungen hat“. In der That sind beide Obersten der Leibgarde
des Herzogs von Mecklenburg-Güstrow und auch
wegen ihrer theoretischen Kenntnisse angesehen
gewesen. Doch nimmt er auf die soldatische Ab-
neigung gegen das Bücherwissen Rücksicht, denn
er empfiehlt ein für fortifikatorische Messungen
konstruiertes Lineal statt der üblichen Tabellen mit
den Worten: „Vor dem unverständigen Pöbelvolk
lässet das Nachschlagen aus den Tabellen gar
Schulfuchsig, Dintenfleckerisch und Schreiberisch,
auf diesem Lineal aber mit dem Eirkel zu han-
tieren, siehet recht kunstreich, kavalierisch und sol-

datisch". Darum ist er stolz auf die eigne vierzigjährige Kriegserfahrung. Ist er doch mit in der Schlacht am Weißen Berge gewesen, die von den Böhmen trotz vorteilhafter Stellung auf der Höhe verloren wurde: „die Kaiserlichen aber marschierten mutig und trotzig zu uns herauf, wiewohl es anfangs etwas hart mit ihnen hielt, daß auch auf unserer Seite die Böhmen ihre Mäuler (ich auch) schon weit aufsperrten und Victoriam rufen wollten. Es dauerte aber kaum eine Stunde lang, da lag schon unserseits alles, was da stund und nicht ausriß, darnieder. Hier wurde ich eigentlich gewahr, daß es nur an gutem Rat, rechter Anordnung und resolutem Befehl und nicht an Parition der damals willigen und mutigen Soldaten, die bis auf den letzten Athem redlich fochten, allein mangeln thäte". Wie einst dem Wormser gelten auch ihm als die wahre Kriegsschule die Niederlande: „Wer lernen will im Wasser bauen, der mag in Holland sich umschauen. Die rechte Cathedra und Stuhl, die wahre Bau- und Kriegeschul man Niederland mag wahrlich nennen, das muß ein jedermann bekennen". Er hat auch von den Kriegsübeln seinen redlichen Anteil erhalten: „Wer mir dies

nicht glauben will, der komm ins Bad, wann ich drinnen sitze, so wird er mit Augen sehen, daß mir eine sechsunddreißigpfündige Karthäunens- kugel ein Pfund Fleisch vom Leibe weg geraspelt ohne die andern Narben, da Blei gefessen und heraus geschnitten; jedoch das rechte Auge, welches mir anno 29 aus dem Visier geschossen worden, sehen die Leute außerhalb dem Bade in der Kirchen wohl". So weiß er die anschaulichsten Schlachtenbilder aufzurollen. „Es gelten nach alter gemeiner Teutscher Art soviel Pikenierer als Musketierer in jedem Fähnlein. Aber in unsern bisher in die dreißig Jahr lang geführten allerchristlichsten Kriegen; da immer ein Wolf den andern überdas noch im warmen Sommer gefressen und also ein Christ des andern Teufel hat sein müssen, schickt es sich meines Bedünkens sehr übel, denn da nugen nur den dritten Teil soviel Pikenierer als Musketierer". Gebüßt sollen die ersteren über sich weg feuern lassen, „dann richten sie sich wieder auf und stakern immer wacker drauf, so lang bis daß die Fechtschul aus. Wer obsiegt, geht dann froh nach Haus, wer Stöß kriegt, hat ein schlechte Nacht, wär' ihm auch's Bett von Flaum gemacht. Wer bleibt, dem folgt die größte

Ehr, auch Qual und Angst trifft ihn nicht mehr, er ist gestorben ritterlich, der tapfer hat gewehret sich". In befestigten Städten empfiehlt er das Rathhaus mit Thürmen an den Ecken und im untern Stock nur mit Schießscharten anzulegen, „welches Gebäu den meuternden Soldaten und dem aufrührigen Pöbel ein Dorn in den Augen und dann auch dem einbrechenden Feinde eine Kragbürste von harten Säuborsten in der Nasen sein wird, zuvorans wenn man aus allen Häusern beiderseits, da er ankommt, gute Laugen mit Musketen, Steinen, Pechtränzen und dergleichen Naschwert aufgießen hilft. Auf solche Weise, wenn nur nicht allsofort den Inwohnern das Herz in die Hosen sinket, kann man sich wohl noch eines Feindes entledigen, daß er das Ruhfenster, wodurch er hereingekommen, wieder zu suchen gezwungen wird, doch oftmals auch nicht weiß, wie er es wieder finden soll". Sehr charakteristisch werden die einzelnen Chargen abgeseildert: „der Kapitain kommandirt, gouvernirt und regirt alle Offiziere, die ihm untergeben sind, er erwählt, bestellt und erhält die ganze Compagnie, was Volk er wirbt und wieder stirbt und was zum östern ihm entlaufft, auch in dem hängnen Strick ersauft,

die Hungers halber sterben müssen, die muß er zu ersen wissen. Der Lieutenant die Soldaten exerzirt, zur Wacht und Schlacht auf und ab führt, er richtet und schlichtet, er striegelt und prügelt seine Soldaten, daß sie zum Schlagtot wohl geraten. Der Fähndrich, so aller Soldaten Freund sein muß, führt das fliegende Wahrzeichen der Compagnie zur Nachricht, daß sie auch lieber dabei leben als sterben wollen, verbittet die Gefangene und noch Ungehangene ausgenommen offenbare Mörder und Verräter. Feldwebel und Sergeant kommandiren nach dem Lieutenant, drillen und stellen die Soldaten in Ordnung, führen die Wachten auf, versehen und gehen die Ronden und legen den schlafenden Soldaten die Träume aus durch den Propheten von Hagedorn. Der Rüstmeister oder Kapitain d'armes hat acht auf's Gewehr und Munition, theilt denen, welchen ihr Gewehr verrostet, hart geprügelte Münze zum Baumöl aus und schmieret es ihnen alsofort selbst auch ein". So der brave Schildknecht.

Der nach den wilden Kämpfen eines Menschenalters heiß ersehnte Friede fand das deutsche Land und Volk in einem Zustande trostloser Erschöpfung. Auf allen Feldern materiellen und geistigen Lebens

Abb. 107. Lagerzene 1697. Kpfr. nach J. A. Thelott. Nürnberg, Germanisches Museum.

mußte die Arbeit des Neubaus in Angriff genommen werden und die bittere Not des Alltags erdrückte auf lange hinaus jede Größe der Empfindung, jeden Schwung der Thatkraft. Über dem in den engen Kreis der Pflicht gebannten Unterthan erhob sich an Stelle des alten patriarchalisch-persönlichen Fürstenregiments der abstrakte Begriff des modernen Staates, jede Selbständigkeit beschränkend, unersättlich in seinen Ansprüchen. Der Fürst, der einst an den Schätzen seiner Bürger fröhlich teilgenommen hatte, war jetzt durch die schimmernden Schranken eines meist französischem Muster nachgebildeten Hofstaates vom Volke getrennt, — falls die Zahl seiner Unterthanen überhaupt diese Bezeichnung verdiente. Denn der westfälische Friede hatte die Existenz nur zu vieler machtloser Kleinstaaten gewährleistet, und des Deutschen Vaterlandsgefühl vermochte oft genug nur wenige Quadratmeilen liebevoll zu umfassen. Mit dem nationalen Stolz aber erlosch die staatsbürgerliche Empfindung und die Neigung sie zu betheiligen. Seine Unterthanen wieder dazu erzogen hat zuerst der preussische Staat, durch dasselbe Mittel, das den Ausgangspunkt für ein neues Deutschland schuf, das Heer. Des Reiches Ohnmacht war hoffnungslos, so lange das

Oberhaupt der zerklüfteten Territorien die un-deutsche Macht der Habsburger war; die auseinanderstrebenden Kräfte zusammen zu fassen vermochte nur ein Staat, der national und von Ostern reich unabhängig war, das Werk des Großen Kurfürsten.

In seiner Jugend Zeuge der Kriegsteiden, denen das machtlose Brandenburg ausgesetzt war, erkannte Kurfürst Friedrich Wilhelm die Notwendigkeit stehender Truppen zum Schutze des Landes wie zur Behauptung seiner fürstlichen Stellung. Denselben Gedanken hat schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein Fürst seines Hauses ausgesprochen, Herzog Albrecht von Preußen, ein einsichtsvoller Kriegsmann. Auch der ehernen Thatkraft des Nachfahren gelang die Durchführung erst nach harten Kämpfen. Die bisherige Selbständigkeit der Regimentsinhaber mußte gebrochen, die Truppentkörper aus privaten zu öffentlichen Unternehmungen gemacht werden. An Stelle des früheren beliebig lösbaren Vertragsverhältnisses trat das einseitige Verpfändung gegen den Kriegsherrn. Die Ernennung der Offiziere ging aus der Machtvollkommenheit der Obersten in die des Fürsten über, eine Entwicklung, die allerdings erst unter dem zweiten Könige

Heidelberg /

Februari 1689. verbrät worden.

Abb. 109. Der Brand von Heidelberg 1689. Kpfr. aus einem gleichzeitigen Flugblatt. Nürnberg, Germ. Museum. zum Abschluß gelangte. Die Mittel zur Befoldung dieser Truppen mußten den Ständen abgerungen werden. Die Ergänzung der staatlich gewordenen und besoldeten Truppen erfolgte noch auf lange hinaus durch Werbung. Die beiden berühmtesten Generale des neu geschaffenen Heeres sind aus fremden Diensten in den Brandenburg getreten, Derfflinger aus schwedischen, Sparr aus österreichischen. Als Ergänzung sah sich zwar der Kurfürst genötigt, mehrmals auf das Landesaufgebot zum Schutze seiner zerstückelten Territorien zurückzugreifen, aber die Erfolge waren nirgends besondere. Eine wirkliche kriegerische Organisation erreichten nur die altmärkischen Bauern bei dem schwedischen Einfall 1674, die ausjogen unter Fahnen mit dem Spruch:

Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.

Dem Großen war beschieden, in einer kleinen Zeit zu stehen, die des Reiches schwachvolle Ohn-

macht gegenüber Frankreich sah. Wie Freudenfeuer antworteten auf den Tod des gewaltigsten Gegners die Flammen der pfälzischen Städte. Seine Organisationsversuche wurden mit Eifer durch seinen Nachfolger, König Friedrich I., aufgenommen, der sich seit dem Jahre 1701 bemühte, eine Landmiliz gegen den Widerstand der Stände ins Werk zu setzen. Es sollten — von der Provinz Preußen abgesehen, die schon ihre eigene Organisation hatte — vier Regimenter aufgestellt, die Dienstzeit auf fünf Jahre festgesetzt, die Ausbildung sorgfältiger gefördert werden. Ein schroffes Ende bereitete diesen unbeholfenen Anfängen der harte Realismus des Soldatenkönigs. Am zwölften Tage nach seiner Thronbesteigung hob Friedrich Wilhelm I. die Landmilizen auf, ja er verbot sogar den Gebrauch der Worte Miliz und Militär. Einzig dem stehenden Heere war seine bewundernswürdige Energie und Arbeitskraft gewidmet, aber es bedurfte vieler, oft einander widersprechender Ver-

suche, bis der Grund der preussischen Heeresverfassung gelegt war. Der König schwankte zwischen den beiden Richtungen, die kostspielige Auslandswerbung zu beschränken und den steuerkräftigen Unterthan seiner Arbeit zu erhalten. Der letztere Grundsatz führte schließlich dahin, die Inlandswerbung überhaupt zu verbieten, dagegen die Dienstzeit des einmal Angeworbenen für unbegrenzt zu erklären. Mußte doch schon des Königs Neigung für „lange Kerls“ dahin führen, das Material zu nehmen, woher man es bekommen konnte. Aber die Auslandswerbung war teuer und reichte nicht aus, so daß thatsächlich doch immer ein Teil des Ersatzes aus dem Inlande bezogen wurde. Eine Regelung erfuhr er durch das Kantonsystem von 1733. Die Dienstpflicht aller Unterthanen wurde im Prinzip ausgesprochen, die einzelnen Regimenter erhielten Kantons zum Bezug ihres Ersatzes zugewiesen. Die Härte der Regel wurde durch zahlreiche Eximierungen und ein ausgedehntes Urlauber-System gemildert. Wer irgend wie dem Staat von besonderem Wert war, Beamter, Grundbesitzer, Industrieller, war befreit, und jeder Soldat konnte mit Ausnahme der beiden Exerziermonate nach Hause beurlaubt werden, um seinen Geschäften nachzugehen. Der wichtigste Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht mit wechselndem Ersatz war damit geschehen. Alle

diensttauglichen jungen Männer wurden fortan enröllert, in eine vom Pfarrer geführte, dem Regiment mitgeteilte Liste eingetragen, erhielten einen Urlaubspasß und eine rote Halsbinde. Der Kompagniechef stellte aus seinem Kanton — auf dem Lande etwa 700 Feuerstellen — wen er wollte ein. Die übrigen galten als beurlaubt, unterlagen aber der Militärgerichtsbarkeit und bedurften des Heiratskonsenses wie jeder Soldat. So hart die Einrichtung anfangs empfunden wurde und so viele „unsichere Kantonsisten“ es gab: das Gefühl, des Königs Mann zu sein, begründete allmählich einen militärischen Stolz, der besonders den abhängigen Hintersassen des Adels zu gute kam. Das Gefühl des Staatsbürgertums wurde so erst in vielen geweckt.

Die Sorgfalt, welche den Fragen der Organisation neben denen der Taktik zugewandt wurde, gab dem brandenburgisch-preussischen Staate früh einen gewaltigen Vorsprung vor dem übrigen Deutschland. Überall zwar führte die Steigerung der fürstlichen Gewalt zu einer solchen der militärischen Kräfte, aber die Leistungen des Reiches in seiner Gesamtheit, nicht auf die Territorien, sondern auf die Kreise basiert, blieben kläglich. Während die Richtung in Preußen darauf ging, die Thätigkeit des Heeres dem Staatswohl dienstbar zu machen, wurden anderswo stehende Truppen

noch in dem Maße als persönliche Angelegenheit des Fürsten angesehen, daß deren Vermietung an fremde Mächte stattfinden konnte. Gerade in Staaten, die sich der Pflege ihres Heerwesens rühmen konnten, geschah dies mit Berufung auf

daß den Fürsten in der Reichsverfassung gewährt wurde das Bündnisrecht. So wurden aus Sachsen, wo 1682 eine Neuformierung des stehenden Heeres stattgefunden hatte, 1685 drei Regimenter an die Republik Venedig vermietet, die zwei Jahre lang in Morea fochten, um dann im traurigsten Zustande zurückzukehren. Im folgenden Jahrhundert begannen die besichtigten Verträge heftiger Fürsten mit England. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß Werbung den einzigen Weg der Heeresergänzung bot und die Heranziehung der Unterthanen an dem erbitterten Widerstand der Bevölkerung scheiterte, der z. B. in Sachsen erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts nachließ. Auch in taktischer Hinsicht ging der Fortschritt von der neu emporgewachsenen Kriegsmacht aus. Schon der Große Kurfürst hatte sich um die Einführung eines gleichmäßigen Exercitiums bemüht. Exaktheit der Bewegungen und geschickte Benützung des Geländes waren nicht minder als Tapferkeit die Mittel zur Erringung des Sieges von Fehrbellin, der in den Deutschen zum ersten Male wieder den nationalen Stolz aufleuchten ließ und dem Sieger den Beinamen des Großen verschaffte. Eine Schlacht gegen Übermacht einzig mit Reiterei zu liefern, deren Abteilungen, wie sie auf dem Kampfplatze anlangten, nicht Gefeht geworfen werden mußten, das vermochte nur eine Armee, in der

Abb. 112. Distanzritt des Grafen von Styrum 1678. Apfr.

Beilage 3. Der deutsche und französische Salat. Giegender Blatt aus dem 17. Jahrhundert. Götting, Kupferstichkabinett.

als damals seltene Ausnahme der echte Reitergeist rücksichtslosen Draufgehens unter dem alten Derffling gepflegt wurde. Denn das Übergewicht der Feuerwaffen hatte sich damals in solchem Maße auch auf die Kavallerie ausgedehnt, daß diese sich ihrer vornehmlich zu bedienen und daher Attaken nur in mäßigem Tempo zu reiten pflegte. Der erste überlieferte Distanzritt von 1678 hat jedenfalls nicht Schule gemacht. Die rasche Beweglichkeit dehnte der Kurfürst nach dem Vorbilde Gustaf Adolfs auf die Artillerie aus, die zuerst von dem bisherigen kunstmäßigen Charakter befreite und in Kompagnieen formierte. Die Be-

wälzung durch die Forderung des Schnellfeuers hervorgebracht. Ihr dienten die beiden Neuerungen des eisernen Ladstocks und des Gleichtritts. Die damals unerhörte Feuerdisziplin begründete den Ruf des preussischen Heeres.

Der dauernde Bestand einer Truppenmacht brachte in ihren Einrichtungen wie in ihrem Charakter mancherlei Veränderungen hervor. Die am meisten ins Auge fallende ist die jetzt Regel werdende Gleichmäßigkeit der Tracht, die von Frankreich ausging. In Deutschland führte sie in den achtziger Jahren der Große Kurfürst zuerst durch; ihm folgte bald Österreich. In den beiden

vorzugung leichter Kaliber und große der Beschleunigung zugewandte Sorgfalt ermöglichte ihr, die Kavallerie zu begleiten und durch unerwartete Besetzung eines beherrschenden Punktes zum Erfolg von Fehrbellin beizutragen. Die Ausbildung der Infanterie ist hauptsächlich das Verdienst der beiden großen Exerziermeister, Königs Friedrich Wilhelm I. und Leopolds von Dessau, die beide für die Reiterei wenig Vorliebe besaßen. Nachdem Friedrich I. bald nach seinem Regierungsantritt die Pikeniere abgeschafft und an Stelle der Muskete die Flinte (vom Feuerstein, Flins benannt) eingeführt hatte, wurde eine völlige taktische Um-

ersten Jahrzehnten seiner Regierung scheint noch der frühere Zustand obgewaltet zu haben, daß jeder sich von seinem Solde kleiden mußte; einen Übergang bildeten die Lieferungen des Materials, die der Oberst im Interesse guten Aussehens und billiger Beschaffung selbst in die Hand nahm. Noch 1683 wird in einem Musterungsbericht über starke Ungleichmäßigkeiten in der Uniform der kurfürstlichen Garde Klage geführt. Die Hauptfarbe scheint nach den zerstreuten Nachrichten von jeher blau gewesen zu sein. Die Offiziere, zumal die höheren, liebten es indessen noch lange, sich an keine Vorschrift zu binden und kriegerische

Kavalierttracht zu tragen. Das einzige überlieferte Beispiel einer Regimentsuniform bieten die bis ins kleinste genauen Angaben der „Mundierung“ des Regiments Anhalt zu Pferd und zu Fuß; das erstere trug graue Röcke, Hosen von Elensleder, schwarze Hüte, das zweite blaue Röcke, Hüte, bocklederne Hosen; Offiziere und Spielleute waren durch abweichende Tracht gekennzeichnet.

Seit die Mannschaft dauernd unter der Fahne blieb, konnte erst wirklich von einer Ausbildung die Rede sein, wie sie die zunehmende Kompliziertheit der Waffen wie der taktischen Formationen erforderte, — ein Hauptgrund für das Scheitern des Defensionswerkes. Es begann jetzt das Drillen der Soldaten, und in fortwährend erneuten Dienst-Instruktionen wurden besonders seit Friedrich Wilhelm I. die Anforderungen des Dienstes niedergelegt. Die nächste Folge war eine wachsende Härte der Behandlung; Schläge mit dem Stock, der als sogenanntes Regiment ein Attribut der Befehlshaber höheren wie niederen Grades bildete, oder mit der flachen Klinge waren vom Exerzieren unzertrennlich und wurden in der brandenburgischen Armee sogar von den oberen Offizieren den unteren zugemutet. Als eigentliche Strafe bürgerte sich das Gassenlaufen ein, der ungefährlichere aber weniger ehrenvolle Überrest des Rechts der langen Spieße. Auch hier mußte der Verurteilte die Gasse zwischen zwei Reihen seiner Kameraden durchmessen und erhielt von jedem einen Schlag mit einer Weidenrute; außerhalb der Gasse wachten Unteroffiziere mit dem Stock, daß keiner sich der Pflicht entzog. Die Zahl der

dazu aufgestellten Mannschaft und der Wiederholungen gestattete eine beliebige Verschärfung bis zum tödlichen Ausgang, je nachdem es sich um leichte Dienstvergehen oder das schwerste, die Fahnenflucht handelte. Die Schmerzensrufe des Delinquenten zu übertönen schlugen die Trommler eine bestimmte Weise, der der Soldatenweg den Text unterlegte:

Warum bist du fortgelaufen?
Darum: mußt du Gassen laufen,
Darum bist du hier.

So genau übrigens die strengste Ausführung dienstlicher Anordnungen überwacht wurde — diese selbst waren keineswegs übertrieben, das beweist schon die Ausdehnung des Urlauber-systems sogar unter Friedrich Wilhelm I. Wachdienst, Parademarsch und Schießen machten den Dienst der Infanterie aus; das Schießen galt aber keineswegs der Ausbildung des einzelnen Mannes, sondern dem Chargieren geschlossener Truppentkörper, wodurch es gelang, die maschinenartige Regelmäßigkeit des Pelotonfeuers auf das höchste zu steigern. Der nicht übermäßige Dienst ließ dem Soldaten vielfach Zeit zu anderer Beschäftigung, nicht wenige betrieben in der Garnison ein Handwerk. Einen Einblick in den inneren Dienst gewähren die Aufzeichnungen eines zwangsweise Geworbenen, der 1725—27 bei der Fahne ausharren mußte. Es ist der Kandidat der Theologie Neubauer, der so nicht allein mit seiner bürgerlichen Existenz, sondern als Anhänger des Pietismus auch mit seinen religiösen Anschauungen in Konflikt geriet. Sein Geschick könnte Freptag

niederländischen Drillmeister, Fechten, Reiten und Französisch. Das Honorar für die Kriegswissenschaften betrug 50 Goldgulden, Wohnung und Tisch waren monatlich zu bezahlen. Jeder „Kriegsstudent“ hatte sich gottesfürchtig, ehrbar, mäßig und gehorsam zu erweisen, und keinem durfte ein Siegener Bürger über 5 Gulden borgen. Die

wieder aufgenommen wurde die Idee durch den Großen Kurfürsten. Er begründete 1653 zu Kolsberg eine Ritterakademie, die bis 1701 bestanden hat. Die Zöglinge, mit 15 bis 16 Jahren einsetzend, wurden in ritterlichen Übungen, Mathematik, Französisch unterwiesen und nahmen am Dienst der Garnison teil. Bei der Wahl von

ten der Gedanke,
 daß ihm zu gefallen,
 dem noch der För-
 der bedürfe. Der
 ingsstand des dorts
 Adels veranlaßte
 665 zu folgenden
 rungen in dem
 urf einer Ritters
 ung: „Daß die
 Edelleute gar zu
 Junkern und der
 len und Studies
 überdrüssig wer-
 item daß diejenigen,
 den Krieg ziehen,
 tot und Beschwern
 t, die es darin
 gar zu leicht er-
 n, zu Hause kom-
 sich wie ihr Nach-
 jut zu nähren res

solviren und sich daselbst bei 5 Bauern die Regierung zu führen, im Krüge und sonstigen Zechen zu halten, und nach dem Dubei eins herum zu tanzen gelassen lassen, darüber mancher ein elender Sudler und Wirtsträger wird, welcher, wenn er mit einem rechtschaffenen Fürhaben sein Glück zu suchen ausginge und sich nach Valzer Sacktelebens zu ordentlicher Stunde bereiteter Mahlzeit, weichem Bette und guten Kopfkissen nicht gar zu zeitig sehnte, sein Glück in der Welt noch wohl fände." Die Regel blieb einstweilen, daß junge Edelleute ihre erste militärische Ausbildung als Pagen eines Generals empfangen oder in einer Kadetten-Kompagnie, wie sie bei drei Regimentern bestanden. In Sachsen wurde 1692 ein Kadettenkorps errichtet. Den Grund für die moderne preussische Offiziersbildung legte Friedrich Wilhelm I. durch das Berliner Kadettenhaus, welches durch das Zusammenziehen verschiedener Er-

ziehungsanstalten für junge Adlige zu einer kronsprinziplichen Kadetten-Kompagnie in den Jahren 1716—1718 entstand. Die Stätte dafür war von Anbeginn die allbekannte in der Neuen Friedrichstraße. Die Ausbildung war eine wesentlich militärisch-praktische, die Wissenschaft trat gemäß des Königs bekannter Abneigung sehr zurück. In Kürze zusammengefaßt erscheinen seine Anschauungen über diesen Punkt in seinem Urteil über den Erziehungsplan des von dem General v. d. Albe hinterlassenen Sohnes. Für ihn und seinen gleichalterigen Sohn hatte der Geheimrat v. Berlepsch einen Entwurf gemacht, der auch die lateinische Sprache berücksichtigt. Dazu macht der König die Randbemerkung: „Sein Sohn kan er lassen lernen was er will, aber Albe sein Sohn soll die pedantische Latein nicht lernen, aber die Historie von 100 Jahr her, seine Religion fundamentelement, Geographie und Mathematique



Abb. 121. Kaiserliche Truppen ca. 1730. Kupf. von J. M. Probst. Berlin, Kgl. Bibliothek.

und die Rechenkunst fundamentelement, perfect Französisch lesen, schreiben, rechnen, dängen und wenn die Jahre kommen zu Halle reitten. Mehr soll Ulbe sein Sohn nich lernen.“

Eine für den Soldaten sehr vorteilhafte Folge der Verstaatlichung des Heerwesens war die jetzt auf die sanitären Einrichtungen ausgebehnte Aufsicht. Die traurigen Zustände auf diesem Gebiete erläutert anschaulich schon der Titel einer 1690 von Behema veröffentlichten Schrift: Der kranke Soldat, bittende, daß er hinfüro besser möge konserviret, mitleidiger traktiret, vorsichtiger kuriret werden. Über die Notwendigkeit hygienischer Vorsichtsmaßregeln hat sich anfangs des folgenden Jahrhunderts kein geringerer als Leibniz eingehend geäußert. Das erste encyclopädische Werk der Zeit, der vollkommene teutsche Soldat, verfaßt von dem sächsischen Obristlieutenant von Fleming 1726, widmet diesem Stoffe eine ausführliche Behandlung und giebt zahlreiche Mittel

an. Das als nötig Erkannte ins Werk zu setzen war wieder Preußen zuerst thätig. In den Jahren 1712—25 erging eine Reihe von Verordnungen zur Hebung der Regimentsfeldscherer. Für sie wurde jetzt wissenschaftliche Vorbildung gefordert und die Annahme der Kompagniefeldscherer, bei denen dies wegfiel, ihnen übertragen. Auch für ihre weitere Fortbildung wurde Vorseege getroffen. An der Spitze des Militär-Sanitätswesens stand ein Generalchirurg. Wie für die verwundeten trat auch für die dienstunfähigen Soldaten jetzt in steigendem Maße der Staat ein. Je mehr das stehende Heer eine Scheidewand zwischen dem Soldaten und der bürgerlichen Gesellschaft aufrichtete, desto weniger konnte letzterer die Seege für die Invaliden aufgeladen werden, und der auf Werbung angewiesene Staat mußte, falls er noch willige Kräfte finden wollte, die Garantie für Versorgung übernehmen. Der am meisten absolute und kriegerische Staat hat zuerst einen

dahin gehenden Schritt gethan: 1671 begann man in Paris ein Invalidenhaus zu errichten. In Deutschland blieben die während des großen Krieges herrschenden trostlosen Zustände noch lange mächtig, so daß das bittere Urteil nicht ungerechtfertigt war, die Invalidenversorgung bestehe nur in der Erlaubnis zum Bettel. Günstige Ausnahmen waren wesentlich Gnadenakte des Fürsten, Verleihung von Ämtern, Befreiung von städtischen Handwerksbeschränkungen u. dgl. Eine geordnete Fürsorge zu treffen hat sich in Deutschland zuerst der Große Kurfürst bemüht. Er begründete 1675 in Spandau eine halbe Blestertenkompanie, die 1681 zu einer ganzen von 168 Mann ergänzt wurde.

Geringer als in der Organisation war noch geraume Zeit der Unterschied gegen früher in den Sitten des Heeres. Zu sehr hatte sich der Soldat an die wilde Ungebundenheit gewöhnt, um so schnell den Übergang in die moderne Disziplin zu finden, wie es die Neueinrichtung des Kriegstaates erfordert hätte. Häßliche Reste alter Barbarei in Anschauungen und Bräuchen schleppten sich noch

weit bis in das neue Jahrhundert hinein. Zwar die äußere Kirchlichkeit nahm zu unter dem Einfluß der pietistischen Richtung. Im stehenden Heere werden wie für alles auch für die Seelsorge bleibende Einrichtungen getroffen, der Feldprediger tritt zum Regimentsstabe. Seit dem Auszuge des Großen Kurfürsten zum polnischen Feldzuge ist das Institut ein ständiges und als solches in den Artikelsbrief oder, wie es jetzt heißt, in das Kriegsrecht von 1656 aufgenommen. Hier ist morgens und abends Gottesdienst vorgeschrieben, unter dessen sollen die Marketen der „kein Fressen und Saufen gestatten.“ Das Gebot freilich, Prediger, die einen ärgerlichen Wandel führen, nicht im Lager zu leiden, läßt den Schluß zu, daß die Sitten der Zeit auch auf diesen Stand nicht ohne Einfluß geblieben sind. Indessen wächst mit der steigenden Verinnerlichung des religiösen Empfindens die Zahl der Männer, die es ernst nehmen mit ihrem Berufe. So jener Feldprediger Hocker, der mit Ansbach'schen Truppen 1701 den Feldzug in Holland gegen Frankreich mitmachte und uns die Schilderung hinterlassen hat, wie er in den ver-

pesteten Ruhrlazaretten und in den Laufgräben unverzagt seine Schuldigkeit gethan hat. Durch sein pflichttreues Wesen, dem ein Versag von Humor nicht mangelt, wußte er sich auch zu den Offizieren in ein gutes Verhältniß zu setzen, obgleich es ihr Gelächter erregte, als er sich einmal vor einer Kanonenkugel bückte. Als ein Hauptmann aus gräflichem Hause, „den ich seines unziemlichen Redens halber mehrmals modeste corrigirte“, mit einem andern über das Alter ihrer Familien stritt und Hockers Entscheidung anrief, erklärte dieser trocken, er habe gelesen, „da Moses die zehn Gebote publicirte, habe einer wider das sechste, welches er nicht halten könne, protestirt und dieser soll ein Graf von N. gewesen sein.“ Wie er sind auch sonst Feldprediger mit ihren Regimentern weit herum gekommen, am weitesten wohl der 1708 mit einem preussischen Reiterregiment im kaiserlichen Heere vor Rom zog, um dem Papst die Anerkennung Karls III. als Königs von Spanien abzubringen. Damals wurde vor der ewigen Stadt evangelischer Feldgottesdienst gehalten, dem viele Einwohner, besonders Deutsche, bewohnten. Auch in Friedenszeiten wurde in der preussischen Armee für das

kirchliche Bedürfnis Sorge getragen. Vor der Kommunion sollte nach dem Befehl des streng religiösen Königs jedesmals eine Katechisation stattfinden, deren Resultate nach den erhaltenen Berichten keine erhebenden zu sein pflegten. „Kann den Katechismus so so“, ist noch keineswegs die ungünstigste Zensur für den Einzelnen. Auch die sonstigen Einblicke des Predigers in das militärische Leben ließen seine Berufstreue meist nicht höher steigen als in jenen Worten aus Körners Jugendliturgie:

Ich warne vor Trunkenheit und Laster
Die reuige aber besoffne Armee!

Auch die theoretischen Werke über Kriegswesen versäumen nie, als die erste Eigenschaft des Soldaten die Gottesfurcht hinzustellen, aber schwerlich wird die wohlmeinende Absicht Flemings von Erfolg gewesen sein, der in seinem didaktischen Kompendium: der vollkommene Deutsche Soldat, „ein und das andre kräftig Gebet, welches von einem Soldaten bei dergleichen Occasionen, da es hitzig zugehen möchte, gebetet werden kann“, anführt. Da finden sich in üblicher Vielseitigkeit Gebete eines en chef commandirens

**Erzählung eines ganz unangenehmen Pferdes/ auch was zu völliger
Aufklärung desselben gehörig.**

Ich streichere Kopf sich allhier still/
Doch der Kompi so mich reiten will/
Ich hab Kitzung/ Saure und Baur/
Und was sie hangt an diesem Baum/
Unter andern ein Seidel Geld/
Dass der kan kommen durch die Welt/
Der mich allhier will nehmen an/
So gut ich sich auff diesem Plan/
Demselben sag ich auch hierher/
Was mein Natur und Tugend sey/
Ich bin nicht gestohlen/ritt: frey: noch ausig/
So bin ich auch nicht überflüssig/
Ich auch ganz keinen Wurm nicht hab/
Es fällt mir auch kein Eisen ab/
Ich hab kein Mangel überall/
Ich lapp auch keinen in den Stall/
Mir wackelt kein Spat noch Überbel/
Ich stolper an keinem Stein/
Im reiten thue ich nicht hässlich triden/
Ich soll mit keinem in ein Graben/
So bin ich auch nicht Wegelächlich/
Darum gibt man mich nicht viel Streich/
Ich hab mich auch nie zu getruet.

Auch nie an keinem Fuß gekuntet/
Dann ich thu ganz kein bösen trutt/
Ich bin ein Pferd das sitzt auch nit/
Mir thäten auch nie weh die Zähne/
Ich kan Hunger/Hitz/Trost/aufstehn/
Ich vorsch kein mit mein Geschrey/
Ich is kein Haber und kein Halm/
Ich thue niemand kein Graß abbeissen/
Wie mir kan man niemand besch eissen/
Wann gestrichen darff ich keine Speisen/
Wie man mich reit ich nicht schenken/
Wie kan ich von all Tugend sagen/
Ich thue weder brüsten noch schlagen/
Ich bin ein solches Los sublet/
Das einen Herrn nicht kosten viel/
Dann ich mach nicht ehne das Futter/
Wird hat getragen kein Kohnmutter/
Kein Hengst hat auch gekugelt mich/
Gleich zu dem Kopf bin worden ich/
Ich bin kein Füllen nie gewesen/
Dergleichen sind man nicht zu lesen.

Dieses Pferd rühmet sich selbst hoch/
Hat doch ein grossen Mangel noch/
Dieweil es sich nicht regen thut/
Hat weder Haut/Hair/Stiel noch Wack/
Es hat auch weder Geist noch Leben/
Und dieses ist die Thatsach eben/
Dass es mit solcher Eigenschaft/
Wie oberstet ist befasst/
Es ist nur durch des Reiters Hand
Gernacht/dass sein Stall sey ein Wand/
So ist auch diese Kitzung hier/
Nur von Papp gemacht wie
Wurd sie damit halten in dem Streich/
Wahr aber einer hat der Zeit/
Ein natürliches Pferd so gut/
Wie dieses sich selbst rühmet thut/
Hat auch sonst allen Zuehler/
Caput/ Stieff/Sporn/Reue/
Sempt allem was hier hängt vor Augen/
So ist er dann in das Feld taugen/
Und wer ein solches gutes Pferd/
Wol eines rechten Reiters werth/
Wann hat viel Gelo Reiter finden/

Die noch kein Kopf auff dumm-bunden/
Will sich weigen es zu regieren/
Zum Kommen oder zum Vorkommen/
Da lassen dann solche Wackappen/
Das Pferd so gut es kan/selbst drappen/
Wann dann geschicklich etwas ein Schad/
So thut alsobald solcher Glab/
Dem armen Pferdlein die Schuld geben/
Mancher weiß nicht wie er soll haben/
Auch den Bügel in welcher Hand/
Offmals laufft ein Kopf an ein Wand/
Wer ist aber schuldig daran/
Als ebender schon Reiterroman/
Der so gar viel ist beritten/
Mancher braucht auch wol diese Sitten/
Wann er will auffsitzen und reiten/
Dass er nicht weiß auff welcher Seiten/
Er das gut Kopf befeigen soll/
Ja mancher Gelo Reiter doll/
Ich oft vor dem Pferd umher treten/
Und thut den Streich ich betruen/
Welcher nicht dieser Reiter kan/
Der gibt in das Feld keinen Mann.

den großen Generals, eines hohen Offiziers, für Offiziere und Gemeine, bei der Verfolgung, auf Wache u. a., meist eine halbe Folioseite lang, zum Schluß jedesmal ein „Seuffzerlein“ und erbaulicher Vers.

Jedenfalls stüßten die Heilmittel der Kirche nicht das Vertrauen ein, die Soldaten zum Absteigen von den altüberlieferten finstern Bräuchen zu bewegen, deren Macht in Zeiten moralischer Zerrüttung noch gewachsen war, und als seltsamer Anachronismus wuchert der Uberglaube des Festmachens noch in der Epoche von Leibniz und Pufendorf fort. Das brandenburgische Kriegsrecht von 1656 beginnt noch mit dem Verbot der Zauberei und Waffenschwörung, und Dietrich von Buch, der Hofkavallerier und getreue Begleiter des Kurfürsten berichtet ernsthaft von den in Rathenow überfallenen Schweden: „Der größte Teil war wie man sagt gefroren, was ich bis jetzt niemals habe glauben wollen, daß es solche Leute gebe.“ Einzelne, die zehn bis zwölf faustgroße Wunden hatten, seien nur durch Kolbenschläge getödtet worden. Der Feldprediger Hoyer erzählt vom Sturm auf Kaiserswerth: „Ich hielt vorher eine bewegliche sermon wider diejenige, die zum Festmachen abergläubische Zettel ausgegeben und angenommen,

welche die Wirkung hatte, daß nicht nur unter dem Abendmahlhalten einige die ihrigen unvermerkt zur Erde geworfen, sondern auch ein solcher Verfährer öffentlich arretirt, nach bezeugter Reu aber von mir losgebeten worden.“ Ja, noch 1726 sieht sich Fleming zu nachfolgender Philippika veranlaßt: „Es finden sich bisweilen furchtsame, abergläubische und leichtsinnige Leute, sowohl unter denen Offiziers als gemeinen Soldaten, die sich durch allerhand Gaukelpossen wider Schießen, Stechen und Hauen feste machen wollen; sie tragen allerhand Beutelchen bei sich mit mancherlei Kräutern und Wurzeln, auch Pergamentzettelchen, darauf allerhand Sprüche der heiligen Schrift gemißbraucht und manche fremde Wörter und Charaktere, Triangel und Quadrate verzeichnet werden. Es ist aber dieses eine große Schande vor einen Soldaten, daß er nicht mehr Herz im Leibe hat und mehr Vertrauen zu unserm Hergott besitzt.“ Gleichwohl giebt er selber eine Anzahl der wunderlichsten Mittel an, die durch geheimnisvolle Kräfte Hilfe bringen sollen. Gegen Versprechen des Rohrs empfiehlt er Moos von einem Totenkopf zwischen das Pulver zu laden, und mit gestoßenem Pfeffer und Kampherspiritus gemischtes Pulver soll dreimal weiter schießen als sonst.

Bei dem niedrigen Stande der moralischen Bildung dürfen die geringen Fortschritte der Humanität in der Kriegsführung nicht Wunder nehmen. Zwar beginnen mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Konventionen zum Schutze der Verwundeten und ihrer Pfleger, aber in der Wirklichkeit zeugt das Verfahren gegen Verwundete und Gefallene noch von abschreckender Gemütsroheit. Der große brandenburgische Kriegsfürst zwar nahm sich der in seinem Dienste Verletzten an; nach der Schlacht bei Fehrbellin trug er Sorge, daß die Wagen, auf denen man die Verwundeten nach Spandau schaffte, mit Stroh belegt und mit Bügeln versehen würden, die man mit grünen Zweigen besteckte. Aber in Spandau gerieten die Ärmsten, für welche die Bürgerschaft nichts that, in die traurigste Lage — ein Beispiel, wie fremd noch der Bürger dem Soldaten gegenüber stand. Und Abscheu erweckend vollends ist es für unser Empfinden, wenn wir hören, daß 1676 nach dem mißglückten Sturm der Schweden über das Eis

auf das Schloß von Wolgast der brandenburgische Kommandant die Bestattung der auf dem Eise liegenden Toten nur unter der Bedingung vorheriger Ausplünderung bewilligte.

Ein Übel unausrottbar, weil unzertrennlich vom Söldnerwesen war die Familienwirtschaft der Soldaten. Sie übertrug sich jetzt vom Lager auf das Garnisonleben, und wenn es auch unter der eisernen Zucht des stehenden Heeres nicht mehr denselben schädigenden Einfluß auf die Disziplin auszuüben vermochte, so wirkte es doch unheilvoll durch Schaffung eines Proletariats, das mindernd auf die soziale Stellung des Heeres wirken mußte. Denn mit dem Abkommen des freien Söldnerturns waren die materiellen Bedingungen für den kriegerischen Erwerb weit ungünstiger geworden. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts empfing der brandenburgische Soldat nach den Abzügen für Brot und Montierung 1 Thaler 8 Groschen, der preussische unter Friedrich Wilhelm I. etwa 2 Thaler monatlich. Da der Wirt — die Soldaten

v. a. 1750
 c. Schwestern Eysen
 d. M. d. Cella
 Eysen
 o. 2. 1750

Wir Irdenen werden March mit allen Irdenen aus
 den Irdenen wir gar mit Irdenen Irdenen Irdenen
 und wir Irdenen wir Irdenen wir Irdenen Irdenen
 Irdenen Irdenen Irdenen Irdenen Irdenen Irdenen
 1750. 129. Irdenen Irdenen Irdenen ca. 1750.

Nous sommes en marchant toujours irragables.
 Notre Non nous conduit avec un grand sagesse.
 la route est quelque fois impraticable.
 nous sermons pour tout le tout avec vobis.
 von J. M. Prob. Berlin, 181. Böhmer.

v. a. 1750
 c. Schwestern Eysen
 d. M. d. Cella
 Eysen
 o. 2. 1750

Bym Troß da laß ich finden mich/
 Was wann daß erwan zu regt sich/
 Den mein Mann sich zulagern hat/
 So seuch ich fort in diser wand.

evangelischen Kinder so schön ge-
 taucht würden.

Der Verfassung und den Sitten

Abb. 130. Soldatenweib 17. Jahrh. Kpfr. von Lucas Kilian. Augsburg, Stadth. der Armee, die wesentliche Ver-
 änderungen nicht erfahren hatten,

lagen meist in Bürgerhäusern — nur Quartier, Heizung und Licht lieferte, ist abzunehmen, in wie trauriger Lage die meisten Soldatenfamilien waren und welche unerquicklichen Verhältnisse zu den Wirtsleuten sich vielfach heraus stellen mußten. Ein gewöhnliches Auskunftsmittel war daher, daß die Familienangehörigen auf eignen Erwerb bedacht waren, wie denn die Soldatenweiber vielfach Hbckerei betrieben. Dennoch wurde das Heiraten von oben her geradezu befördert, weil es ein Mittel war, die Desertion zu verhindern. Der

entsprach ihre soziale Stellung, nicht aber der hohen Bedeutung, die sie für das Leben des Staates gewonnen hatte. Sie blieb niedrig für die Mannschaft, besserte sich indessen für die Offiziere durch die Erhöhung der Scheidewand zwischen ihnen und jener. Beide aber verharrten in dem schroffen Gegensatz zur Bevölkerung, den der Krieg hervorgerufen hatte. Er wurde um so einschneidender, je weniger der militärische Beruf an den Ausnahmezustand des Krieges gebunden war, vielmehr als Stand den andern gegenüber

trat. Für die geringe Achtung des Soldaten in der bürgerlichen Gesellschaft, deren Bestand er doch sicherte, war hauptsächlich die Fortdauer des Erfasses durch Werbung maßgebend. Zunächst fanden die zahlreichen durch den westfälischen Friedensschluß brotlos gewordenen, für einen bürgerlichen Beruf längst undrauchbaren Kriegsknechte ein naturgemäßes Unterkommen unter den Fahnen der neuen stehenden Formationen — keineswegs ein solides Fundament. Den Geist dieser Zeit atmen die furchtbar harten brandenburgischen Kriegsartikel von 1656, deren glänzenden Erfolg zwei Jahre darauf der Bericht des kaiserlichen Gesandten aus Berlin beweist: „Was ich unterwegs und hier gesehen, kann ich bezeugen, daß ich mich selbst verwundert habe, und ist bei solcher Menge der Völker fast im Lande nicht zu spüren, daß eine Armee vorhanden sei, so scharf werden sie gehalten“. Auch in der Folgezeit konnte bei kärglichem Lohn und übermäßig strenger Behandlung der Soldatenstand nicht lockend erscheinen, da infolge des durch die andauernden Kriege hervorgerufenen Menschenverlustes jeder, der arbeiten wollte, Brot fand, dem Waffendienste also hauptsächlich der Ausschluß der schlechten arbeitsscheuen Elemente zufiel. Da diese den Bedarf der anschwellenden Heere nicht zu decken vermochten, mußten Zwangswerbungen die Lücken füllen, und die Zahl der wider Willen durch blutige Strenge Zurückgehaltenen machte den Stand nicht vollstümlicher. Es kam dahin, daß nach Freytags prägnantem Ausdruck das Dien in Preußen als ein Unglück galt, im übrigen Deutschland als Schande. Den Gang dieser Entwicklung schildert lebendig

Fleming: „Vor Alters wurden die Soldaten freiwillig geworben. Der Werber oder hierzu kommandierte Unteroffizier hatte einen Hut voll harten Geldes von Silbermünzen und Thalern bei sich, rührte solches mit der Hand öfters um, den jungen Leuten Lust hierdurch zu machen. Hinter ihm stunden die Tambours und Querpfeifer, auch andere Musikanten und an Bier und Wein fehlte es auch nicht, und die neue Montur wurde zugleich mit vorgetragen. Wenn sich nun jemand anmeldete, um ein Soldat zu

Es hab diß Kind bey ein Soldaten
Wer leicht besser dessen enrathen/
Gleichwol gerhs hin/wann wol toll s Glatz/
Das laßt doch nitgens seine that,

Abb. 131. Soldatenweib 17. Jahrh. Kupf. von Lucas Kilian. Augsburg, Stadtb.

Es wird jedermann kund und zu wissen gethan, daß wer Lust und Belieben hat
unter das Hochlöbl. Fürstl. Anhalt-Zerbstische Infanterie Regiment, Dienste zu nehmen,
können sich im Reich, als Augsburg, Dettingen, Remmungen, und Schwäbisch-Hall auf denen
Werb-Plätzen einfunden.

NB. Es wird auch, nach der Mannes-Maß, ein gutes Pond-Geld gegeben.

Abb. 132. Werbeplakat ca. 1740. Holzschnitt. Nürnberg. Germanisches Museum.

werden, so ward ihm zugetrunken, die Hand geboten, das Werbegeld gegeben, die neue Montur angezogen, und so erhielt man tapfere Soldaten. Nachdem aber aus allerlei Affekten der großen Herren mancherlei unnötige Kriege erregt wurden und man die armen bleibenden und invaliden Soldaten hilflos gelassen, so daß vielen jungen Leuten der Appetit zum Kriege ziemlich vergangen, so fing man nachgehends an, auf die gewaltsame Werbung bedacht zu sein und nahm die Leute zusammen, wie man sie bekommen konnte, sie mochten zum Kriege Lust haben oder nicht." Derartige Beobachtungen waren nicht geeignet, die Begeisterung für den Soldatenstand zu erhöhen und machen den erbitterten Widerstand der Bevölkerung gegen jede Aushebung erklärlich, die bei der oft rohen und willkürlichen Handhabung doch nur als Zwangswerbung erscheinen mochte. Daß die Ordnung dieser Verhältnisse durch das Kantonsystem wenigstens für Preußen eine Besserung bedeutete, ist oben hervorgehoben worden, aber da selbst diese Art des Erfasses höchstens die Hälfte des Bedarfes deckte, blieb für das Urteil immer noch der Charakter der Geworbenen maßgebend. Die rasche Vermehrung seiner Armee, wie sie

Friedrich Wilhelm I. betrieb, gestattete nicht, in der Auswahl wählerisch zu sein. Wie 1656 der Große Kurfürst Derfflinger befahl, den nötigen Ersatz zu schaffen „auf was Weise es auch geschehe“, so war es auch unter seinem Enkel üblich, Bürger und Bauern, die das Ihrige liederlich durchbringen oder sonst der Gemeinde zur Unehre gereichen sollten, sowie schlechte Dienstboten unter die Soldaten zu stecken. Erhöht wurde die Schwierigkeit, weil die Zahl der Tauglichen durch eine heute fortfallende Bedingung sehr beschränkt wurde: die einer bestimmten Größe. Diese Forderung war keineswegs eine bloße Liebhaberei des Königs, vielmehr beruhte sie auf der Voraussetzung, daß großen Leuten die Griffe beim Chargieren leichter fielen, auf die der große Exerziermeister das Hauptgewicht legte. Daneben waren allerdings in einer Zeit, die soviel auf äußerlichkeiten gab, auch repräsentative Rücksichten ausschlaggebend. Sieht doch auch Fleming die mehr einleuchtende als leicht zu erfüllende Vorschrift: „Ein Grenadier muß nicht weibisch aussehen sondern furchtbar, von schwarzbraunem Angesicht, schwarzen Haaren, mit einem schwarzen Knebelbart, nicht leicht lachen oder freundlich thun“.



Abb. 134. Preussische Exerziermeister. Kpfr. von D. Chodowiecki (1726—1801).

Von dem imponierenden Aussehen der preussischen Truppen giebt es eine Vorstellung, wenn wir vernehmen, daß der König für die Größe der vier Glieder, in denen rangiert wurde, genaue Vorschriften gab und daß die Leute des dritten, kleinsten Gliedes noch 5 Fuß 6 Zoll haben mußten. Für des Königs Beurteilung einer Kompagnie bei den unermüdlich vorgenommenen Besichtigungen war es von entscheidendem Einfluß, ob der Hauptmann, dem ja die Beschaffung des Materials oblag, dabei für einige „lange Kerls“ gesorgt hatte. Nach einem Besuch in Hannover 1725 versäumt er nicht, dem Fürsten Leopold von Dessau zu berichten: „Was ihre Truppen anbetrifft, kann ich Sie versichern, daß ich sie nicht wiederkenne und was ich von sie gesehn habe, in sehr guter Ordre. An Montur, Gewehr, kleine Montur propre, ordentlich im Dienst und allart Tag als Nachts und wahrhaftig schöne Mannschaft und viel große Leute und lauter junge Kerls, wenig alte und kein Krop, schöne große Unteroffiziere, die meisten Flügelleute fein können.“ Nach diesen Gesichtspunkten mußten sich auch des Königs eigene Offiziere richten, und ein Menschenkenner wie Graf Seckendorf, der österreichische Gesandte, schrieb nach Wien über das einzige Mittel, die einflussreichen Militärs in des Königs Umgebung günstig zu stimmen: „Diese Leute sind kapabel, ein Präsent von 100 und 1000 Dukaten auszuschiessen, hingegen mit größter Freude etliche große Kerls bei ihren Kompagnien anzunehmen, weil sie sonst solche andernwärts zu finden nicht imstande sind“. Der erste erhaltene Brief des Kronprinzen Friedrich an den Fürsten Leopold von Dessau ist

ein Dankschreiben des damals achtjährigen Knaben für einen „recht schönen Kerl“, den ihm der Fürst für seine Kompagnie übersandt hatte. Die Liebhabelei des Königs für große Soldaten stieg mit den Jahren zu einer wahren Leidenschaft, die ihren stärksten Ausdruck in dem berühmten Leibregiment fand. Es hatte, 3 Bataillone zu je 800 Mann stark, seine Garnison zu Potsdam. In kleinen Häusern um das Schloß des Königs wohnten die Riesen, seine „lieben blauen Kinder“, wie er sie nannte. Ihm meist persönlich bekannt durften sie sich manches freie Wort gegen den gestrengen Herrn herausnehmen, nicht wenige von der Leibkompagnie hat er zur Unterhaltung in Gichtschmerzen selber abkonterfeit. Das Regiment bot das bunteste Gemisch der Nationalitäten; neben den nordeuropäischen Ländern stellten besonders Rußland und die Balkanstaaten ein starkes Kontingent, für das sogar griechischer Gottesdienst gehalten wurde. Ungeheuer waren die Kosten, die der König entgegen seiner sonstigen Sparsamkeit für diese Liebhabelei aufwendete; 700 Thaler war ein gewöhnlicher Preis für die Beschaffung eines langen Kerls, der sich bei einzelnen Ausländern auf tausende erhöhte. Nach der Größe richtete sich auch der Monatssold, der bis zu 20 Thalern stieg. Nicht zum mindesten dieser Zug ist es gewesen, der das historische Bild des Herrschers so verzerrt hat und den genialen Verwaltungsmann, den reinen und strengen Charakter, den leidenschaftlichen deutschen Patrioten als eine bizarre Schreckgestalt der Nachwelt überliefert hat. Hat doch mehr als alles das Verlangen nach großen Soldaten jene

Tab. 135. Revue der preussischen Genes'armes ca. 1730. Kpf. von G. Wolfgang. München. Kupferstichkabin.

Gewaltsamkeiten hervorgerufen, die das Wort besorgter Eltern rechtfertigten: Wachse nicht, dich fangen die Werber! Mochte auch der König selbst Verbote dagegen erlassen: sie blieben unvermeidlich, da eben nicht alle groß gewachsenen Leute die Neigung hatten, Soldat zu werden.

Dieses Hervorheben einer für den kriegerischen Wert einer Truppe bedeutungslosen Außerlichkeit mit den vielen daran geknüpften Härten hat mehr als alles andere beigetragen, Preußen in den Jahren der Vorbereitung auf seinen weltgeschichtlichen Beruf unbeliebt zu machen. Seine wirksamste Waffe, das Kriegsheer, erschien nur als eine barbarische Spielerei, weil die lange Friedenszeit eine Probe auf die praktische Brauchbarkeit nicht gestattete. Die Potsdamer Wachparade schien nur der Neugier reisender Fremden zu dienen, und die rauschende Sturmweise des Dessauer Marsches, verwoben mit den ruhmvollen Erinnerungen von Cassano und Turin, wurde das Stichblatt bequemer Philisterweise.

Rascher und gründlicher als bei den Untergebenen vollzog sich bei den Führern die Scheidung

von der Vergangenheit. Sie waren im brandenburgischen Heere noch ganz die eigennützigen Parteigänger aus dem großen Kriege, der ihre Macht auf Kosten der Fürsten wie der Mannschaft ins ungemessene gesteigert hatte. Die väterliche Ermahnung an den General Wrangel: „Mache, daß du was aufhebst, gleich wie die andern thun, der was nimmt, hat was“, wurde allgemeiner Grundsatz, der nicht nur in Feindes, auch im eignen Lande befolgt wurde. Auch in Friedenszeiten hausten die brandenburgischen Obersten oft wie Räuber. Das herrschende System der Quartierverpflegung gab Gelegenheit zu den ärgsten Erpressungen von der Bevölkerung, während gleichzeitig die Regimentsinhaber mit dem fürstlichen Solde ihre Taschen füllten und ihre Leute in der kläglichsten Weise darben ließen. Über solche Zustände als ganz offenkundige äußert der wackere Schildknecht seine Entrüstung: „Ich rede allhier von Duckmäuserei und gewissenlosen ledigen Gesellen, welche ihre Ehre und Seele an einen Zaunpfahl hängen und lassen dann ein paar Teufel um die Wette darum laufen. Als solche Leute gemeint,

welche das Geld in den Beutel stecken, das nach Hause schicken, Bauernhöfe dafür kaufen und sich selbst zur Unzeit aus einem Bauern zum Junker machen, da dann mancher über die ledigen Plätze, so in seiner Kompagnie befunden, Ragen vor Hasen im Sacke verkauft und Kutscher, Stalljungen, Küchenraben, hierzu bedungene Handwerksgefelln, ja gar Mägde vor Soldaten gekleidet und in Hosen und Wams mit dem Gewehr also durchspringen läßt und dergleichen Finanzen, Praktiken und Etcetera Stücklein mehr gebrauchet.“ Der Große Kurfürst steuerte diesem Unwesen durch strenge Vorschriften, wie seine Kriegskommissare bei den zur Kontrolle vorgenommenen Musterungen verfahren sollten. Er wußte allmählich, wie er die Regimentsinhaber von sich abhängig gemacht hatte, die Ernennung ihrer Offiziere in seine Hand zu bringen und sie in ein engeres persönliches Verhältnis zum Fürsten zu setzen, als es das bisherige Soldnertum gewohnt war; alle Offiziere bis zum Obersten eingeschlossen wurden mit „Du“ angeredet. Schwerer auszurotten war die sittliche Rohheit, die als Bodensatz

der fürchterlichen Kriegszeit zurückgeblieben war. In dem oben erwähnten Buch'schen Tagebuch aus des Kurfürsten Umgebung kehren immer wieder die Schilderungen wüster Trinkgelage und in ihrem Gefolge unausweichlicher Kaufereien. Die ausführliche Darstellung eines solchen Vorgangs giebt in seinen Erinnerungen Detlev Ahlefeld aus den Kreisen des vornehmsten holsteinischen Adels. Im Jahre 1658 erfährt er, sein Vetter Feldmarschall Klaus von Ahlefeld habe übel von ihm gesprochen, und zieht ihn in seiner Wohnung in Glückstadt zur Verantwortung, worauf Klaus leugnet. „Allein ich hatte zu sichere Nachricht und die Sache war zu weit gekommen, und gab ihm also mit meinem Stöckchen ein paar Streiche über den Kopf und griffen darauf alsobald zum Degen; allein mein Unglück wollte, daß die Scheide neu gemacht und es in der ersten Hitze war, so war die Scheide so eng geworden, daß ich meinen Degen unmöglich herauskriegen konnte, darüber ich denn bald zu kurz gekommen wäre. Der Feldmarschall, dieses sehend, ging desto frischer auf mich los und that Stoß über Stoß nach mir, die ich dann nicht anders

Abb. 138. Zweikampf von 2 Cavalieren 1677. Kptr. von G. J. Schneider. Sammlung von Gustav Freytag, Frankfurt.

als mit der bloßen Faust und mit dem Leib brechen konnte, bis er mich an die Wand getrieben hatte, da ich, weil ich nicht weiter weichen konnte und sah, daß er mir eben den Degen in die Brust pflanzen wollte, aus der Noth eine Tugend machte, den Stoß mit der Hand aufnahm, darauf eintrat und ihm in den Degen griff, worüber ich einen Schnitt in den rechten Daumen bekam, davon ich die Narbe noch trage. Und wie wir beiderseits den Degen nicht quittieren wollten, kriegten wir uns um den Leib zu fassen und überwarfen uns, bis Ostwald Buchwald und andere Offiziere, die sich eben da fanden, diesen Tumult unten hörend die Thür mit Gewalt aufrannten und uns separierten, und ging ich damit meiner Wege, Gott anlobend, daß ich mein Lebtag keinen Degen tragen wollte, der nicht lose aus und einginge.“ Aus gewaltthätigen und selbstsüchtigen Kondottieren das treu monarchische Offiziercorps zu schaffen, das einer der Grundpfeiler zu Preußens Größe geworden ist, gelang erst der eisernen Willenskraft Friedrich Wilhelms I. Er traf die beiden entscheidenden Maßregeln, die Offiziere von der Mannschaft streng zu scheiden, unter sich aber völlig gleich zu stellen. Das erstere geschah, indem er gleich nach seinem Regierungsantritt 1713 Kriegsartikel erließ, die allein für Soldaten und Unteroffiziere galten, während die Vorschriften für Offiziere den Reglements vorbehalten blieben. Eine noch größere Neuerung für ihre Zeit war die zweite Maßregel, in der recht eigentlich des Königs persönliches Vorgehen bahnbrechend geworden ist. Er begründete das unvergleichliche Standesgefühl des preussischen Offiziercorps, indem er sich als den ersten desselben betrachtete. Wie er seit dem Jahre 1723 nur die Uniform trug, so betrachtete er jeden seiner Offiziere durch Gleichheit der Berufs- und Ehrempfindung sich verbunden. Von diesem Standpunkt aus begann er eine unerbittliche Reinigung des Offiziercorps, Kon-

duitenlisten wurden angelegt und das Schulden machen verboten. „Denn ein Subaltern-Offizier, welcher keine Mittel von Hause hat, so leben muß, daß er mit seinem Traktament auskommen kann. Hat aber ein Offizier Mittel von Hause, alsdann er auch nicht nötig hat, Schulden zu machen.“ Bei dem kargen Gehalt lag freilich eine gefährliche Klippe für die Kompagniechefs in der großen Selbstständigkeit der Verwaltung innerhalb der Truppenteile, der sogenannten Kompagniewirtschaft. Die Abhängigkeit vom Kriegsherrn war auf wirtschaftlichem Gebiet noch nicht so weit vorgeschritten wie auf rechtlichem, und die Hauptleute waren darauf angewiesen, von den übermittelten Fonds Ersparnisse zu machen, wenn sie den hohen Anforderungen der Werbung nachkommen wollten. Das gewöhnliche Mittel waren Beurlaubungen; ein Viertel der Kompagnie war in

der Regel acht Monate und länger in die Heimat entlassen, eine weitere Anzahl innerhalb der Garaison frei gegeben, um dem Erwerb nachzugehen. Da für diese alle der Hauptmann den Sold einbehielt und es sein Vorteil war, wenn er nicht alles für Kompagniezwecke wieder verausgabte, lag die Gefahr eigennütziger Verwaltung nahe. Aber auch auf diesem unklaren Grenzgebiet zwischen staatlichem und persönlichem Vorteil machte sich die Idee der Kameradschaft geltend, denn herkömmlicher Weise wurde von dem Kompagniechef erwartet, daß er seine jüngeren Offiziere unterstützte. Er pflegte dies teils durch Zulagen aus seiner Tasche zu thun, teils indem er ihnen den Tisch gewährte. Sehr viel zur Entwicklung des Korpsgeistes trug von Anbeginn die überwiegend aus dem Adel genommene Ergänzung bei. Nicht als ob der König der Lässigkeit, wenn er sie bei

Bürgerlichen fand, die Laufbahn verschlossen hätte — vielmehr bestimmte er ausdrücklich: „Wenn ein Unteroffizier, welcher kein Edelmann, große Meriten und einen offenen Kopf, auch dabei ein gut Exterieur und wenigstens 12 Jahr gedient hat, ingleichen kein Brandwein-Säufer ist, so soll er zum Secund-Lieutenant Seiner Königlichen Majestät vorgeschlagen werden.“ 1727 schreibt er dem Herzog von Holstein, Statthalter in Preußen, dessen Regiment eins der ältesten war: „Euer Liebden sollen mir von dero Regiment 10 Unteroffiziers vorschlagen, die capable sind, daß ich sie zu Offiziers machen kann, 4 davon sollen keine Edelleute sein, es müssen aber selbige recht tüchtige Leute sein und soviel möglich die schon in campagne gewesen.“ Aber es ist natürlich, daß der Adel noch auf lange hinaus für den Offiziersstand berufen erschien, denn er besaß die Tradition und war der geborene Führer der gutsunterthänigen Bauern, aus denen sich die inländische Mann-

schaft größtenteils rekrutierte. Ein nicht zu unterschätzender Punkt war auch, daß in Zeiten, die ein geregeltes Pensions- und Invalidenwesen nicht kannten, der dienstunfähige Edelmann weit eher rechnen konnte bei seiner Familie ein Unterkommen zu finden. Auch galt der Kriegsdienst für den eignen Staat noch nicht wie der in der Fremde als Vorrecht des Adels, sondern als lästige Pflicht, für die das Gefühl erst anerzogen werden mußte. Unter heftigem Widerstande trotz der dafür gebotenen Erblichkeit der Lehnsgüter hatte der König die längst als unbrauchbar erwiesene Bestellung der Ritterpferde durch eine Abgabe von vierzig Thälern ablösen lassen. An Stelle vasallitischen Eigennuzes, wie er der feudalen Kriegsverfassung zum Verderben geworden war, trat staatsbürgerliche Verpflichtung auch für den Adel. Die ständische Fronde wurde umgewandelt in des Thrones sicherste Stütze. Mit genialem Scharfblick hatte der große Organisator aus dem verfallenen



Abb. 141. Schweizer Artillerie 1730. Kupf. von J. Bachmann. Nürnberg. Germ. Museum.

Söldnertum die fortbildungsfähigen Elemente herauszugreifen verstanden: den Wechsel der Mannschaft, jetzt nicht mehr in freier Willkür, sondern streng geregelt, und den ständigen Dienst der Führer, wie er zuerst in der dauernden Bestallung zahlreicher Landsknechtshauptleute auftrat.

Das Auge der Mitlebenden sah nicht die Saat der Zukunft, es haßte mit Abneigung an den Härten der Gegenwart. Die preussische Kriegszucht, bestrebt alle feinere, beinahe alle menschliche Empfindung zu ersticken, floßte den Deutschen ein Grauen ein, auch dem eignen Volke trat sie zuerst fremd und feindlich gegenüber. Schaaren suchten sich dem verhassten Zwange durch Auswanderung zu entziehen, nach Ansicht des erbitterten Königs „teils aus unverständiger Jaghaftigkeit, teils aus Bosheit und Ungehorsam gegen ihren Souverän und Landesherren, welchem sie doch nach ihrer natürlichen Geburt und des höchsten Gottes eigner Ordnung und Befehl mit Gut und Blut zu dienen schuldig und verpflichtet.“ Und doch war gerade diese verhasste inländische Aushebung die Ursache, daß in Preußen die Armee nicht mehr als einzig

im fürstlichen Interesse stehend angesehen wurde, sondern mehr und mehr mit dem Leben des Volkes verwuchs. Die beiden Stände, auf denen vornehmlich die Last der neuen Wehrpflicht ruhte, die Bauern und der Adel, vermochten am leichtesten sie zu tragen. Der konservative Charakter ihrer Sitten und Lebensgewohnheiten wurde am wenigsten durch die Belegung der ältesten aller staatsbürgerlichen Pflichten erschüttert, außerdem boten sich ihnen die meisten Vorteile. Nicht nur dem Bauernsohn bedeutete des Königs Dienst großenteils eine Erhöhung der Lebenshaltung und eine Erziehung zu Tugenden, die auch seinem außerdienstlichen Leben zu Gute kamen, für den jungen Edelmann war es nicht anders. Bei den ärmlichen Einkünften, der Rohheit und Unwissenheit, worin ein großer Teil des ostdeutschen Kleinadels noch verharrte, bedeutete der Dienstzwang eine Hebung. Die Offiziersgehälter, die Gewöhnung an Sparsamkeit, an Nächstenliebe waren ökonomische Vorteile von Gewicht, an Stelle der nackten Selbstsucht trat ein kriegerisches Standesideal, das bald in schweren Zeiten eine herrliche Kraft bewährt hat, und das Kadettenhaus bot die oft

Abb. 143. Entschiffen der Bürgerwehr zu Nürnberg 1729. Spr. (von Delfenbach?). Nürnberg, Stadtbibliothek.

Abb. 144. Auszug zum Stillschießen in Nürnberg 1733. Kpfr. Nürnberg. Germanisches Museum. einzige Möglichkeit einer Bildung. Noch stand die Mehrzahl des Adels auf dem einst vom Großen Kurfürsten verurteilten Standpunkte, dem öffentlichen Dienst ein bequemes Krippenreitertum vorzuziehen, wie ein Urteil von 1724 beweist: „Denn was lernen die meisten jungen Schäfte anders auf dem Lande als eine Lerche zu fangen, zu faufen,

die Gläser aus dem Fenster zu werfen und die Weingranaten einander um die Nase herumfliegen zu lassen; sie werden zärtlich erzogen, sind gut Leben gewohnt, haben alle Nacht ein warmes Bette und alle Morgen ihr Warmbier, reiten auf der Wurst herum, daher sie Krippenreiter genannt werden.“ Diese Gefinnung an strenge militärische Erziehung zu gewöhnen, kostete harte Kämpfe, mit Gewalt zum Teil mußten die jungen Herren von den Gütern in das Kadettenhaus zusammengeholt werden.

Grundsätzlicher war die Opposition der bürgerlich-gelehrten Kultur, die seit dem Verfall der alten Kriegsverfassung erwachsen war, auch sie keineswegs unkriegerisch, aber partikularistisch gerichtet. Noch weit in die neue Zeit hinein wahrten die Städte die Waffenpflicht des Bürgers und die Waffenübung in den Schützen-gesellschaften, aber sie hatten nur die Verteidigung der eignen Mauern im Auge. Mit der Transfusion des öffentlichen Lebens aus den Staaten in die Territorien versanken die alten stolzen Gemeinden in ein behagliches Speiße-bürgertum, das die kriegerischen Regungen erstarren ließ, noch ehe der moderne Staat mit andern ständischen Hoheitsrechten das militärische beseitigte. Was half Erfurt bei den letzten Versuchen zur Behauptung seiner Selbstständigkeit die Vorschrift an die Offiziere der Bürgerwehr, „sich



Abb. 145. Karrikatur auf die Bürgermiliz 18. Jahrh. Kpfr. von Gottschied nach Oldendorp. Nürnberg. Germanisches Museum.

Abb. 146. Auszug zum Stückschießen in Nürnberg 1733. Kpr. Nürnberg. Germanisches Museum.

auf Wache der hochsträflichen Lasterung, des abscheulichen Fluchens, Spielens und Saufens gänzlich zu enthalten, ihre Charge mit treuem Fleiß, guter, anmutiger Unterweisung, angenehmer Leutseligkeit und rechtem Ernst zu versehen" — die Stadt kapitulierte nach schwachem Widerstande erst vor den Schweden, dann vor ihrem Mainzer Landesherren. Ein Zeitgenosse urteilt: „So die Stadt eintaufend Mann geworbene Soldaten gehabt, hätte dem Feinde großer Abbruch beschehen können. Bürger sich nicht kommen wollte, auch dabei mehr ger Soldat zu verlieren. Echo der Worte des Nymus aus der Blüthe Kriegsmacht. Neben Organisation der stehenden ihren hochgespannten. War kein Platz mehr für dungen, und in unerbitlichkeit hob Friedrid wie die Landmilizen au legien der Schützengild gegen er die Bürgerkon den städtischen Polizeid ließ. Das achtzehnte das endlich wieder deutst stolz aufleben ließ, zeitig bunte als schreckliche zahlreicher Städte und die einen wesentlichen deutschen Philistertums Auf seinem Posten stand ei
soldat,
Ein sechzigjähriger Schut
lassen e

ten ließ, pflegten wenig befriedigende Resultate zu liefern. Dieselben Städte aber mußten in ihren Mauern das fürstliche Kriegsvolk beherbergen, das neben den gemeinen Privilegien auch die Nahrung des einzelnen schmälerte. Die in den brandenburgischen Garnisonen ertönnenden Klagen, daß die Soldaten den städtischen Handwerkern die Nahrung wegnähmen, verstummten auch im Staate Preußen nicht. Zwar als Meister sollten sie nicht thätig sein, aber als

Die Übungsschießen im November, Abb. 147. Karrikatur auf die Bürgermiliz 18. Jahrh. Kpr. von Gottschid nach Oldendorp. Nürnberg. Germanisches Museum.

! wird
st vor
n Tag
helme
ndern
r, ehrs
oldate
sbann
wers
erwußt
lustres
eistun
erwirts
Aufs
albers
vors
nahe
Bersu
essun
uszu
rs da
lästie
eine
gaus
e Sol
ie mit
n tra
Hause
tinnen
immer

Abb. 148. Soldat im Quartier. 18. Jahrh. Kpfr. von C. Bld. Nürnberg. Germ. Museum. nungsmäßigen Trau

Gefellen zu arbeiten, war ihnen erlaubt und bei der ärmlichen Lage der oft mit zahlreicher Familie Gesegneten erwünscht. Zeit ließ der nicht sehr vielseitige Dienst immerhin und während der langen Monate der Beurlaubung mußte sich der Soldat so wie so durchhelfen. Damit nicht genug, mußte der Bürger bei den fast durchgängigen Mangel an Kasernen noch die Last der Einquartierung tragen und in seine Häuser eine Soldateska aufnehmen, die großen Theils aus der Hefe der Gesellschaft sich zusammensetzte. Wie ungescheuerlich mußte es der bürgerlichen Ehrbarkeit erscheinen, wenn der König von Preußen 1722 decretierte: „Was des Scharfrichters Sohn ist, so fern er nichts gehängt und ihm die Fahne über schein — benutzten das Hausgerät, kochten und wuschen für andere, und ein Hallischer Bürger beklagte sich, daß er das Kind seines Soldaten wiegen mußte und Schläge bekam, wenn es schrie. Am meisten Grund zur Unzufriedenheit mit dem militärischen Wesen hatten die Kreise akademischer Bildung. Die soldatische Mißachtung der Gelehrsamkeit hatte in dem Staate, der nur den Waffen seine Existenz verdankte, früh Wurzel geschlagen, seit der ritterliche Kurprinz Karl Aemil, der Abgott des Heeres, kurzab erklärt hatte, wer studiere, sei ein Bärenhäuter. Friedrich Wilhelm I., dem der Geschmack an den Studien durch pedantische Lehrer früh verdorben worden war, teilte wie der alte Dessauer diese Ansicht aus vollem

Herzen. Seinen gelehrten Vorleser und Hofnarren, Magister Morgenstern ernannte er zum Vizekanzler der Universität Frankfurt a. D. und ließ ihn in seiner Gegenwart eine feierliche Disputation halten, in blauem Sammtrock mit Hasen gestickt, einen Fuchsschwanz als Degen an der Seite. Die alte eifersüchtige Streitfrage über den Vorzug des Degens oder der Feder wurde durch die im pedantischen Zeitstil darüber angestellten Erörterungen nicht im Sinne der letzteren gefördert. Sie erhielt ihre schärfste Zuspizung auf dem Gebiet des akademischen Lebens. Einzig hier hatte ja die Gelehrsamkeit noch nicht den ritterlichen Charakter eingebläht, der einst den „Schreiber“ zum Liebling des Volksliedes, zum begünstigten

mit Stangen bewehrt, aufgeboten, und das schwarze Brett bedeckte sich mit herausfordernden Anschlägen wider die Martissöhne: „Hundsfötter, Schnurrbärte! Es wird euch euer hundsföttisches Wesen bewußt sein, deswegen wir euch Hundsfötter, Ober- und Unteroffiziers samt den gemeinen Schnurrbärten auf einen euch bestimmten Ort befehlen einzustellen, da man mit euch weiter sprechen wird. Alle rechtschaffenen Mitglieder der Universität Hall, die wir unsere Freiheit zu defendieren bereit sind.“ — „Man hat gefunden, daß etliche commilitones sich mit den Soldaten noch so gemein machen, daß sie mit ihnen auf öffentlicher Gasse spazieren gehen, also wird ihnen hiez mit angedeutet, daß derjenige Bursch, der mit

wigerisch EXERCITIUM.

Gasperal:

Segen Dun zu 4. mohl; Gegen Vattenberg zu 4. mohl; Stell
das Schmedschütt nebe de rechte Schuhl; Griffs mit der rechte
Dage obenah; Loß di rechte Dage zwiß ans Schmedschütt
abi feye; Streck's geg
unter die rechte Dage; Mit der
hingersi; Thus Schmedschütt
schütt vorne abi plampen; Mit der rechte Dage unter de Zinttügel; Trapp
Trapp hingersi Loßs Sch
2. fordern Kreulen von der r
Dage; Blos mie de Brodtasche ve rauch devodannen; Schrub's fü-
rige Ruderseil in d' Schnaphere; Miß es gen dem Zinttügel; Mit den
2. fordern Kreulen von der rechte Dage belegs Zinttügele; Blos mit der
Brodtaschen s Ruderseil abe; Riß de Zinttügel uf; Setz ans recht
Schulterbey; Zihl dem Man am Nabel; Loß es spritzen; Thus wieder
devodannen; Nimbs fürige Ruderseil wieder uf'm Schnaphere ußi;
Thus in de rechte Dage innen; Nimb de Zipffel vom Rod; Bug de
Zinttügel uf mit der rechte Dage; Nimbs Panteliersfläschli by de Ohre;
Riß mit de Kenbebeyne de Deckel davodannen; Thu de höllische Fyr-
Soome uf de Zinttügel; Schmettere de Zintdeckel wieder zuo; Nimb
großmächtli Schritt; Mit de rechte Dage nimbs Panteliersfläschli für;
Riß mit de Kenbebeynen de Deckel uf; Thu höllische Fyr-Soomen ins
Schmedschütt innen; Nimbs Papier vom Deckel; De Büchse stey uf'm
Mul; Kens innen mit de rechte Dage; Zih sell Stechbli nehem Schmed-
schütt uf sellem Blechli use; Thus ins Schmedschütt inne; Kens inne;
Zih's wieder use mit verkehrter Dage; Kurz für de Muoskaste gestosse;
Thus wieder neben n; Wo es hüt morgen gsin ist; Gibm Schmed-
schütt obe eis an Grindt; Trapp hingersi; Nimbs ufs linckh Schulter-
bey; Marschier wo du wilt.

Schildwacht, wenn er öppe mußte gaume / und den elne daher zschli-
chele lām / und seit zum: Wer gahd da! und schwigt Mus still / seit nüt/
so sag n zum angern mohl: Wer gahd da! und schwigt noch einist / und
wenn er da fürs dritt mohl / wenn du sagest: Wer gahd da! schwigt/
so darffst wohl schüsse / wenn du kanst / und de Reibe tode/
laß ihn darnach lauffe.

= § § §

Abb. 151. Truppenauszug aus der Wiener Hofburg ca. 1720. Kptr. von Kleiner. Wien, E. E. Kupferstichsammlung.

einem Soldaten oder Unter- oder Oberoffizier umgehen oder nur an seiner Seite gehen wird, vor eine massette soll erklärt werden.“ Fürst Leopold aber unterbrach die umständlichen Ausführungen der Professorendeputation mit den Worten: „Ich werde es kürzer als der Herr fassen können“—und erklärte, er und sein Regimentständen auch in königlichen Diensten und würden auch dazu gute Leute erfordert, da sie zur Beschäftigung des Landes und demselben zum besten dienten. Getreu diesem Prinzip suchten die Militärbehörden nach und nach jede Befreiung zu ignorieren, indem sie Angehörigen der Universität, aber auch Knaben Urlaubspässe ins Haus schickten und sie dergestalt für Angehörige des Regiments erklärten, wie es die Kantonspflichtigen waren. Wirksamer als diese gewaltsame Gewöhnung an militärische Disziplin war die, welche der König auf die höheren Klassen durch seine Auffassung des Beamtentums übte. Er, der sich gern als den ersten Offizier seines Heeres betrachtete, ja wohl gelegentlich bedauerte, daß er es im Avancement nur bis zum Obersten gebracht, stand seinen Zivilbeamten mit dem äußersten Mißtrauen gegenüber. Die ganze Verwaltung mit militärischem Geiste zu erfüllen, nicht nur durch Betonung der soldatischen Pflichten des Behor-

sams, der Ordnung und Pünktlichkeit, sondern direkt durch Verwendung soldatischer Persönlichkeiten war des Königs eifrigstes Bestreben. Seine Vertrauten entnahm der König ausschließlich den höheren militärischen Kreisen, der Hof erhielt dadurch ein völlig anderes Gepräge. Hatte es früher geheißenen Kammerjunker und Hauptmann, so bestimmte das nach seiner Thronbesteigung eigenhändig entworfene Reglement umgekehrt die Rangstellung nach militärischen Chargen. Der Oberst rückte aus der 43ten Stufe in die 19te, der Leibmedikus hat wie der Landrat Kapitän, der Stellerrat Lieutenantsrang, während Konsistorialrat und Archivar als Fähnrich eingeschätzt werden und der Bibliothekar sich gleich dem Hofkonditor mit der Würde des Sergeanten begnügen muß; der Hofapotheker zieht als Musketier. So konnte wohl ein urteilsfähiger Besucher zu dem Urteil gelangen: „Ich sehe hier einen königlichen Hof, der nichts Glänzenden und nichts Prächtiges als seine Soldaten hat. Es ist also möglich, daß man ein großer König sein kann, ohne die Majestät in dem äußerlichen Pomp und in einem langen Schweif buntfarbiger mit Gold und Silber beschlagenen Kreaturen zu suchen. Hier ist die hohe Schule der Ordnung und der Haushal-

tungskunst, wo Große und Kleine sich nach dem Exempel ihres Oberhauptes mustern lernen. Ich habe, so lang ich in Berlin gewesen, kein ganz mit Galonen besetztes Kleid gesehen. Kein Volk kommt dem natürlichen Wuchs und dem edlen Ansehen der Preußen bei: sie sind meistens schlank und wohlgestreckt von Leibe, frisch und gesund von Farbe und dabei von einem sehr bescheidenen Wesen. Wenn man von dem Berliner Hof redet, so versteht man darunter fast nur die Kriegsleute: diese allein machen eigentlich den königlichen Hof aus. Die Räte, Kammerherren, Hofjunker u. dgl., wenn sie nicht zugleich Kriegsämter haben, werden nicht viel geachtet und kommen meistens wenig nach Hof; die Gelehrten aber haben sich bei dem König am meisten verächtlich gemacht. Er hat einige dieser Leute um sich, weil er ihrer nicht entbehren kann; sie sind aber bei weitem nicht so geschliffen wie seine Soldaten. Die Zucht macht Leute, die preussische ist herrlich. Ich kenne unter den preussischen Soldaten verschiedene gute Köpfe, welche den Wissenschaften mehr Ehre machen als die, deren Handwerk eigentlich ist, Gelehrte zu sein. Der König braucht sie zu den wichtigsten Geschäften und zu allerhand Verschickungen an andern Höfen. Er kann damit mehr ausrichten als mit einem stolzen Pedanten, der sich auf seine weitläufige Gelehrsamkeit verläßt und nicht zu leben weiß."

Was unter dem Regiment Friedrich Wilhelms I. vielfach als verpönte Eigenart erschienen war, wußte die schöpferische Energie seines Nachfolgers in lebendige Kraft umzusetzen. Die Thaten und Schriften Friedrichs des Einzigen verliehen dem

preussischen Heerwesen einen bisher nur von Frankreich behaupteten Einfluß, der die übrigen Staaten unwiderstehlich in gleiche Bahnen zwang. Die Ursachen sind weniger grundstürzende Neuerungen, die er in der Heeresorganisation und Taktik nicht mehr als in der Staatsverwaltung begünstigte, als vielmehr die Anwendung der vorhandenen Mittel. Seine Persönlichkeit war das Neue. Der modernen Kabinettpolitik, die in den Unterthanen nur gehorsame Steuerzahler sah, galt der Krieg nicht mehr als Hochflut nationaler Leidenschaft, sondern als diplomatisches Hilfsmittel, das deshalb gerne auf eine vorsichtige Manövrier-taktik beschränkt wurde. Dem entgegen vertrat der Große König die stürmische Initiative, die sich einzig die Zertrümmerung des Gegners durch die Schlacht zum Ziele setzt. Zur Erreichung seiner stets mit unerbittlicher Konsequenz verfolgten Ziele hat Friedrich die Einrichtungen seines Vaters nicht geändert, nur mit seinem Geiste erfüllt. Charakteristisch ist die Ansprache an die Generale am ersten Tage seiner Regierung. Zwei Dinge will der König hervorheben: daß die Truppen ebenso brauchbar wie schön sein müßten, und daß ein guter Soldat mit der Tapferkeit die Menschlichkeit verbinden solle. Nach diesen Richtungen hin arbeiteten seine Maßregeln. Die Riesengarde bildete zum letzten Mal bei der Leichenparade ihres Königs die Augenweide erstaunter Zuschauer, dann wurden die brauchbarsten Leute für das erste Bataillon des neuen Regiments Garde, das der König aufstellte, verwendet, ein Teil an die Feldregimenter abgegeben, der Rest, 600 der unbrauchbarsten Kolosse nach Magdeburg zu dem dort in

Abb. 153. Parade vor Friedrich II. in Berlin, Apr. von J. M. Probst. Berlin. Kupferstichkabinet.

Abb. 154. Das Brandenburger Thor in Berlin. Kpfr. von D. Chodowiecki (1726—1801).

der Sternschanze liegenden Regiment versetzt mit der Bestimmung, man solle sie absterben lassen und, wenn einer davon laufe, ihm ja nicht nachsetzen. Eine menschlichere Handhabung des Kan-tonreglements wie der Werbevorschriften wurde alsbald eingeschränkt. Die Art des Ersases wurde beibehalten, ja der König war stets geneigt, zur Schonung seiner Unterthanen die Auslandswerbungen noch zu steigern. Hierdurch und durch die Ausdehnung der Exemtionen auf alle irgendwie angesehenen oder begüterten Klassen war die Fortdauer der sittlichen und sozialen Minderwertigkeit ausgesprochen. Friedrich selbst gab sich darüber keinen Illusionen hin und äußerte sich darüber schon als Kronprinz im *Antimacchiavell*: „Wen nimmt man zum Soldaten? Die Hefe des Volkes. Faulenzer, die lieber müßig gehn als arbeiten, lächerliches Gefindel, das die Ungebundenheit im Soldatenrocke sucht, junge Laugenichtse, die daheim nicht gut thun und sich aus Leichtfinn anwerben lassen. Diese Leute hegen ebensowenig Neigung und Anhänglichkeit für ihre Herren als selbst Fremde. Bei allen unsern Heeren ist das Desertieren gäng und gebe.“ Wählerisch zu sein verbot ihm der Soldatenmangel infolge der furchtbaren Verluste auf dem Schlachtfelde. Aus dem siebenjährigen Kriege lehrten von denen, die schon den Donner der ersten Schlachten vernommen, innerhalb eines Regiments kaum hundert zurück. Die durch die feindlichen Kugeln gerissenen Lücken galt es um jeden Preis zu füllen und Gewalttsamkeit war

hierbei ebensowenig zu vermeiden wie Gleichgültigkeit gegen die moralische Qualifikation, besonders da man immer noch glaubte, wenn auch nicht ausgesucht lange, so doch große und starke Leute auswählen zu müssen. So meldet der Breslauer Bürger Steinberger in seinem „Tagebuch“ zum Jahre 1741: „Die Preußen gaben 10, 15 bis 20 Fl. Handgeld nach dem der Kerl häßlich groß und wohlgewachsen war, die kleinen Pursche nahmens nicht gern an oder gaben ihnen doch nur was wenig Handgeld.“ — „Auf der Schweidnitzer Gasse hatten die Werber einen polnischen Franziskaner-Mönch mit einem großen Bart erworben, setzten ihm die Grenadiermütze auf, sagend: Bruder, das siehst perfekt, komm, laß dir den Bart abscheeren und werd ein braver Soldat. Ging also mit und ließ sich bereden, denn nun durften's niemand mehr mit Gewalt werben wegen scharfen königlichen Verbots.“ Glaubte doch der König, die gemeinen Soldaten der bei Pirna gefangenen sächsischen Regimenter ohne weiteres seiner Armee einverleiben zu können. Aber diese Mißachtung rächte sich bitter, die Gepreßten desertierten haufenweise; am 14. Oktober hatte die Kapitulation stattgefunden, am 23. schon erschien ein scharfes Edikt, welches die Festnahme der Deserteurs durch ihre Heimatsbehörden anbefahl.

Die fortdauernde, weil von der Werbung unzertrennliche Verwendung eines höchst zweifelhaften Materials ließ die Härte der Disziplin als unabänderlich erscheinen. Einen Begriff von ihrer

Handhabung im Garnisondienst geben noch erhaltene Parolebücher wie das des Regiments Forcade in Berlin, von dem der König eine so gute Meinung hatte, daß er sagte: „Wenn ich Soldaten sehen will, muß ich dieses Regiment sehen.“ Aber die Furcht vor seinem Blicke, dem nichts entging, war auch groß, und seine häufige Ankunft gab stets Anlaß zu Anfeuerungen: „Der König kommt und soll sich alles proprio auf der Straße sehen lassen.“ Das Äußere der Mannschaft, für das Friedrich Wilhelm I. den uniformen Charakter durchgesetzt hatte, war Gegenstand der peinlichsten Aufmerksamkeit. Leider war aus Sparsamkeitsrückichten ein übermäßig enger Schnitt angenommen, auch der Mantel abgeschafft worden, was von schlechtem hygienischen Einfluß besonders in den Feldzügen gewesen ist. Ein Grund vielen Kummers für Leute und Vorgesetzte war die umständliche vorschriftsmäßige Frisur. Wird doch zu einer Revue jeder Kompagnie befohlen, einen halben Zentner Puder und Kreide mitzunehmen, und ein andermal heißt es: „Die Kommandeurs der Kompagnien sollen besser darnach sehen, daß, wenn ein Kerl ist, der einen Bart tragen kann, besonders wenn er ein gutes Grenadier-Gesicht hat, solchen stehen lassen soll.“ Auf einen

nestwegs ehrenvoll war es, wenn der Soldat sich einen Zuschuß durch bürgerliche Arbeit zu verschaffen suchte, was häufig zu Beschwerden der Zünfte führte. An diesem Erwerbsleben nahmen die Soldatenfrauen regen Anteil, besonders betrieben sie Hökerwirtschaft und das Halten von Spinnereien. Auch sie standen unter der Militärdisziplin und konnten nach Befinden mit der Fiede! bestraft werden, wobei Hände und Füße in die Öffnungen einer Bohle eingespannt wurden wie bei dem mittelalterlichen Stock. Wie wenig man mit dem soldatischen Ehrgefühl rechnete, davon sprechen die Stockprügel als unweigerliche Begleitung des Exerzierens, doch trat der König der Willkür dabei entgegen: „Die Unteroffiziers sollen keine Soldaten in ihren Reviers und Stuben schlagen, sie seien besoffen oder nicht, sondern sollen sie arretieren oder an die Kompagnie melden.“ Die Anhänglichkeit an die Fahne konnte unter solchen Umständen besonders bei den zahlreichen Ausländern nicht allzu groß sein und die umfassendsten Vorschriften finden wir der Verhütung der Desertion gewidmet: „Bei diesem trüben Wetter soll gute Wacht gehalten werden, damit sich keiner zum Thor heraus schleiche.“ Überhaupt war der ganze Wachtdienst

an den Thoren auf die Deserteure eingerichtet, die natürlich nur in Verkleidung zu passieren hoffen konnten. Es wurde deshalb die Beobachtung der „großen Frauenzimmer“ eingeschärft. Die übertriebene Vorsicht führte leicht zu Epikanen, so wird mißfällig vermerkt, es sei „Klage von einem Juden gekommen, der noch lange nicht 5 Fuß hat, daß ihn der Offizier am Thor, weil er ihm verdächtig geschienen, nicht herein hat lassen wollen.“ Der Dienst des Nachsehens durch dazu bestellte Offiziere war genau geregelt.

Das stete Mißtrauen gegenüber den Desertionsgelästen ist sogar auf die Taktik nicht ohne Einfluß geblieben, denn der große König stand durchaus auf dem Standpunkt, den Willibald Alexis in seiner meisterhaften Nachdichtung eines alten Soldatenliedes glücklich in die Worte gekleidet hat:

Ihr versuchten Kerls, sprach Seine Majestät,
Daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht!

Hielt er es doch für nötig, im Felde die Infanterie zur Bewachung durch Kavallerie-Patrouillen umschwärmen zu lassen. Zerstreutes Gefecht vollends in coupiertem Terrain verbot sich von selbst, vielmehr befolgte das preussische Fußvolk die herrschende Lineartaktik, allerdings in vollendetster Weise. Da der Angriff mit blanker Waffe bei dem Auseinanderziehen der Formationen zu Gunsten des Feuergefechts zurücktrat, kam es vor allem auf Gleichmäßigkeit der Fortbewegung und Schnelligkeit des Feuerns an, und in beidem hatten die Preußen eine unvergleichliche Exerzier-Schule durchgemacht. Der unerschütterliche

Gleichtritt der langausgedehnten Front und die betäubende Regelmäßigkeit des bis auf 6 Schuß in der Minute gesteigerten Feuers übte auf den Gegner eine lähmende Wirkung, obwohl von einem Zielen keine Rede und die Zahl der Treffer unverhältnismäßig gering war. Eine wesentliche Fortbildung hat durch Friedrich den Großen allein die Taktik der Kavallerie erfahren. Die kühnen Ansätze von Fehrbellin waren

Neigungen des Soldatenkönigs nicht fortgebildet worden, der überdies das Pferdematerial schonen wollte. So pflegte die Reiterei widerspruchsvoller Weise das Feuergefecht und demgemäß ein langsames Tempo der Bewegungen. Die Probe des Ernstfalles fiel sehr ungünstig aus; nach Mollwitz schrieb der jugendliche Feldherr: „Unsere Infanterie Seindt lauter Cesars und die officirs davon lauter Helden, aber die Cavallerie ist nicht wehrt, daß sie der Eheufel holet.“ Die Grundlage der mit staunenswerter Schnelligkeit durchgeführten Reorganisation bildete die Vorschrift, daß bei Strafe infamer Cassation kein preussischer Offizier sich jemals attackieren lassen dürfe, sondern allezeit selbst attackieren müsse. Die von seinem Vater erst eingeführte Truppe der Husaren vermehrte Friedrich stark. Ein günstiges Geschick ließ ihn unter seinen Führern zwei der bedeutendsten Kavalleristen aller Zeiten finden, beide in ihrer Verschiedenheit von so charakteristischer Eigenart, daß ihre Gestalten so greifbar wie die des großen Herrschers vor dem Auge der Nachlebenden stehen: Zieten, der unermüdbliche Meister des kleinen Krieges, ernst, verschlossen, von schlichter Treuherzigkeit und Frömmigkeit, bis in ein ehrwürdiges Alter von seltener Frische; Seidlitz, eine dämonische Heldengestalt im bestechenden Glanz aller jener Eigenschaften, mit denen zuweilen das Schicksal seine Lieblinge schmückt; schön, tollkühn, von eifriger Rücksichtslosigkeit des Wollens und einer wilden Genußsucht, so ist er durchs Leben gestürmt, alle Kränze an sich reichend, einem frühen Ende ... Wie ihnen

bei den durchaus infanteristischen Abb. 157. Soldaten bewachen Gefangene. Kpfr. von Chodowiecki (1726—1801).

Abb. 158. Überfall bei Hochkirch 1758. Gleichzeitige Radierung. Berlin. Sammlung Lipperheide.

Hülse schuf der König eine Reiterei, welche selbst den alten Ruf der österreichischen Gegner verbleichen machte, ebenso unwiderstehlich in der Wucht des geschlossenen Anpralls wie gewandt in den Künsten der unausgesetzten Beobachtung und Beunruhigung des Gegners.

Gewöhnt, mit den sittlichen Faktoren, den Imponderabilien, in der Kriegführung zu rechnen, werden wir zu der Frage geneigt sein, wie es möglich war, mit Soldaten, die zum Teil nur gezwungen den schwarz-weißen Fahnen folgten, zum Teil die fragwürdigsten Eigenschaften besaßen, Thaten zu verrichten, die das Staunen einer Welt erregten. Ein Teil des Geheimnisses liegt in der Persönlichkeit des Feldherrn, in der zwingenden Macht des Geistes über den Stoff, in dem Schimmer, der von seinem Ruhm auch auf seine Werkzeuge fiel. Diese durch gewaltsame Strenge zusammengeschiedene Truppe lernte dem großen Führer mit begeisterter Hingebung folgen; in ihren Kreisen entstand die gemüthliche Bezeichnung, unter der der gewaltige Mann fortlebt. Aus dem

letzten der schlesischen Kriege kehrte der einst als jugendstrahlender Held ausgezogen war zurück als der Alte Fritz, eine Gestalt in ihrer herben, einsamen Größe den Deutschen so vertraut wie wenige ihrer Geschichte. Er, der Geist von feinsten französischer Bildung, verstand seine Krieger und wußte auf ihre Gedanken einzugehen, sei es nur durch ein derbes Scherzwort in unverfälschtem märktischem Dialekt. Aber so groß der Einfluß des machtvollen Willens war, auch der den Soldaten innewohnende Geist darf nicht unterschätzt werden. Das preussische Heer, von der eisernen Hand des zweiten Königs zusammengeschweisst, bestand nicht mehr aus Landsknechten, die vielleicht für einen Führer, aber nimmermehr für eine Sache Anhänglichkeit haben konnten. Die eiserne Disziplin, der der Höchste wie der Geringste unterlag, das Hinweisen der ganzen Staatsverwaltung auf die Armee, die persönliche Anteilnahme des Herrschers, alles das hatte einen Corpsgeist ausgebildet, der lehrte, sich nicht nur als Soldaten, sondern als preussische Soldaten

zu fühlen. Der strenge Geist des preussischen Heeres, so entfernt von dem Paradesoldatentum manches andern deutschen Staates, hatte vor allem den kriegerischen Sinn genährt, der während des Heldenkampfes gegen halb Europa in so vielen Einzelkämpfen zu Tage tritt. Am deutlichsten wird das im Vergleich mit den Reichstruppen, die mit ihrer unglücklichen territorialen Zusammensetzung den kläglichsten Bestandteil der Gegner bildeten. Wem wären nicht die ergötlichen Geschichten bekannt von den drei Mann dieses Reichsstädtchens und dem Fähnrich jener Abtiffin, die des heiligen römischen Reiches Kriegsmacht an ihrem Teil mit darzustellen hatten, wobei die weitestgehende Freiheit der Bekleidung und Bewaffnung gewährleistet war. Auch die Landesherren, die nicht bloß eine Schloßgarde, sondern wirkliche Haustruppen hielten, zogen es meist vor, ihren reichsständischen Verpflichtungen nicht durch diese, sondern durch freiwillige oder unfreiwillige Werbung ihrer Unterthanen nachzukommen. So wurde ein unzuverlässiges schlecht ausgebildetes Material zusammengekratzt, das den in harter Schule gezogenen Kriegern Preußens nicht zu vergleichen war. Ein Zeitgedicht schildert diesen Gegensatz:

Du warst es, großer Preußenkrieger,
Den meine Helden suchten.

Dem sie mit Nürnberger Wig
Schon bei dem Ofen fluchten.
Der Frank und Schwabe drohten dir
Und schwuren bei Tobak und Bier:
Dich wollen wir schon zähmen,
Nur warte, bis mein Schnurrbart feimt,
Bis ich die Suppe abgeschäumt
Und Käs und Brot kann nehmen!

Was an kriegslustigen Elementen vorhanden war in dem durch Zersplitterung zur Ohnmacht verdamnten Südwesten des Reiches, das stand eben zum Teil schon unter den Fahnen der einzigen deutschen Großmacht. War doch Frankfurt a. M. einer der Hauptplätze für die preussischen Werber, und das alte deutsche Reiselaufertum, Jahrhunderte lang in der Fremde vergeudet, arbeitete unbewußt mit an den Fundamenten eines neuen deutschen Reiches — im Kampfe wider das alte. Im preussischen Heere zuerst wieder begegnet uns die frische, kühne, aber nicht rohe Kampfesfreude. An Klänge aus den Landknechtlagern erinnert das Fliegende Blatt aus dem siebenjährigen Kriege:

Wir preussisch Husaren, wann kriegen wir Geld?
Wir müssen marschieren ins weite Feld
Wir müssen marschieren dem Feind entgegen,
Damit wir ihm heute den Maß nach verlieren.

Wir haben ein Bräutlein uns auserwählt,
Das lebet und schwebet im weiten Feld,
Das Bräutlein wird die Standarte genannt
Und ist uns Husaren sehr wohl bekannt.

Wer sich in preussischen Dienst will begeben,
Der muß sich sein Lebtag kein Weibchen nicht
nehmen.

Er muß sich nicht fürchten vor Hagel und Wind
Beständig verbleiben und bleiben geschwind.

Vertraten die Ausländer des Heeres mehr nur den kriegerischen Landsknechtssinn, so fußte auf der eigentümlichen Beimischung der Landeskinder ein anderer Grundpfeiler, die Pflichttreue. Zu lange ist man geneigt gewesen, als Typus des fredericianischen Soldaten jenen bei Lobositz desertierten Schweizer Ulrich Bräker anzusehen, dessen Lebensbeschreibung Freytag in seinen Bildern verwendet hat. Mehr und mehr deckt die Forschung Zeugnisse auf, welche ganz andere Gesinnungen erkennen lassen. Ein solches ist das von dem Musketier Dominicus über seine Erlebnisse während des siebenjährigen Krieges geführte Tagebuch. Der Verfasser, aus der Nähe von Summersbach nördlich von Köln gebürtig, stammte aus guten bürgerlichen Verhältnissen. Mit neunzehn Jahren 1750 wegen „seiner proporn Statur und Größe“

in das zu Hamm garnisonierende Regiment eingestellt, machte er den siebenjährigen Krieg mit und kam auch nachher auf Wunsch seines Majors nicht um den Abschied ein. Er starb 1775 als Capitain des armes zu Hamm. So ist er recht einer von denen, die der unerbittliche Zwang des Staates aus dem Boden riß, in dem sie wurzelten, hinein in eine Umgebung, wo vieles sie abstoßen mußte. Und dieser Mann hat sich nicht der Verzweiflung über seine zerstörte Zukunft hingegeben, auch nicht der Betäubung des Trunks, sondern seine Pflicht gethan auf dem Plage, auf den ihn das Schicksal wider Willen gestellt hatte. „Viele von uns werden abtrünnig, ich will aber, so mir Gott Gesundheit und Leben fristet, den Eid nicht brechen, sondern will Gott und dem Könige getreu bleiben und will die Last tragen so lange als Gott will. Ich habe öfters allerlei Verführung und Widerwärtigkeit erleben müssen, Gott der Herr hat mich doch bei guten Gedanken erhalten und will mein Leben und Wandel so anstellen, daß ichs vor Gott und Menschen verantworten kann.“ Das langjährige Kriegerleben und die rohe Umgebung haben weder seinen Geist noch sein Gemüt abgestumpft. In sein Tagebuch trägt er neben den Marschstrecken

und den Kriegsbegebenheiten auch die Merkwürdigkeiten der berührten Städte ein, die Drangerie von Zittau und die Wendentracht der Umgegend. Die beste Charakteristik des Wackern ist der Nachruf von einem ehemaligen Kapitain seines Regiments: „Ruhe sanft, edler Dominicus bis zum letzten großen Appell, alsdann empfang, was deine tapfern und christlichen Thaten verdienet haben! Heil dem Könige, Heil dem Lande, das lauter solche tapfere und christliche Soldaten hat, als Dominicus war; sein Andenken sei ein Vorbild und Nachfolge unsern Kindern.“ Und er war keine Ausnahme; zahlreich sind auf den mit Blut geschriebenen Blättern der Schlachtenchronik die Beispiele herber Pflichttreue verzeichnet. Eines für viele: Vor der Schlacht bei Zorndorf sagt der Lieutenant von Hülßen zu einem Soldaten, der bittet, sich ausruhen zu dürfen: „Pfui, ich hielt dich für einen ehrlichen Kerl, aber nun sehe ich, daß du ein Schurke bist.“ — „Verlassen Sie sich darauf, Herr Lieutenant, ich werde zur rechten Zeit da sein.“ Und richtig, mitten im Schlachtgetümmel zupft es den Offizier am Rocke: „Ich bin wieder hier, Herr Lieutenant.“ — „Das ist brav, Fischer,

ich werde es dir nicht vergessen.“ Solche Züge erweisen, daß jetzt noch anderes den Mann bei der Fahne hielt als die Furcht. Bezeugt doch der Lieutenant von Barsewisch in seinem Kriegstagebuch: „Mir wurde die Freude zu Teil, von meinen Untergebenen eine außerordentliche Liebe zu genießen, so kann ich auch mit Wahrheit sagen, daß mir bei meinen beschwerlichen Kommandos auf den Vorposten, Wachten, während der Führung der Kompagnien, überhaupt während des ganzen so äußerst beschwerlichen siebenjährigen Krieges nie ein Mann, weder von den Inländern noch Ausländern, wenn ich das Kommando selbständig geführt, desertirt ist. Ich heiße es Glück, aber zugleich kommt auch viel darauf an, daß der Offizier sich bei seinen Untergebenen Liebe erwirbt und ihnen alle mögliche Vorsorge zuwendet, zumal da der gemeine Soldat einen so beschwerlichen Dienst hat, indem er oft von allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens entblößt ist und zu niemand als zu seinem Offizier mit seinen kleinen Bedürfnissen und Anliegen Zuflucht nehmen kann.“ Was andrerseits bei den vielbesprochenen Desertionen im preussischen Heere für

Abb. 162. Abzug der Preußen aus Leipzig 1759. Gleichzeitiges Kpfr.

Gründe mitwirkten, darauf wirft eine Bemerkung des oben genannten Breslauer Steinberger ein interessantes Streiflicht: „Es desertierten mehrenteils die Franzosen und andere katholische Soldaten, deren es die Menge unter der preussischen Armee hatte. Man gab der katholischen Geistlichkeit Schuld, daß sie ihnen im Beichtstuhl das Fegefeuer zu heiß machten, wenn sie im Dienst eines unkatholischen Potentaten sterben sollten, ja sie könnten mit gutem Gewissen dem Könige von Preußen nicht dienen, weil er die Katholischen verfolgte.“

Eines der wichtigsten Elemente für die erstaunliche Leistungsfähigkeit des fridericianischen Heeres ist eben gestreift worden, der Einfluß des ausgezeichneten Offizierkorps, für dessen intellektuelle und moralische Hebung allerdings seit dem Großen Kurfürsten unendlich viel mehr geschehen war als für die der Mannschaft. Die unablässige Arbeit Friedrich Wilhelms I. hatte Früchte getragen, der preussische Offizierstand war für immer mit der Krone verwachsen. Viertausend seiner Angehörigen deckten die Schlachtfelder des siebenjährigen Krieges. In richtiger Erkenntnis seiner Wichtigkeit hat der große König dem Offiziersstand und seiner Ausbildung die größte Sorgfalt zugewendet.

Wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung erließ er eine Instruktion für die Behandlung der Kadetten, die vorschrieb, sie honett und vernünftig wie künftige Offiziere zu traktieren, auch sollten ihnen die Offiziere durch die eigene Konduite gute Exempel geben. 1778 wurde der Bau des neuen Kadettenhauses in Berlin vollendet, das bis zur Verlegung nach Groß-Lichterfelde gedient hat; schon vorher waren mehrere Anstalten in den Provinzen gegründet. Die Berliner Anstalt zählte 360 Kadetten in vier Kompagnien, die Lehrgegenstände waren Religion, Französisch, Geschichte, Geographie, Logik, Mathematik, Zeichnen, Fechten, Reiten. Neben dem Exerzieren wurde der kleine Dienst geübt. Nicht minder war Friedrich II. auf die Fortbildung der aktiven Offiziere bedacht, so ordnete er an, daß den Infanterie-Offizieren Vorträge über Fortifikation von Ingenieuren gehalten wurden. Besondere Sorgfalt verwendete er auf die Heranbildung des noch in den Anfängen begriffenen Generalstabes und pflegte nach Beendigung des Krieges einer Anzahl als Quartiermeisterlieutenants nach Potsdam kommandierter Offiziere selbst Vorträge zu halten. „Meine Herren“, so begrüßte er einmal die neu Vorgeestellten, „ich habe Ihnen darum lassen zu mir kommen, daß Sie

was lernen sollen. Sie müssen aber was Rechtes lernen, alsdann will ich weiter vor Ihnen sorgen.“ Die königlichen Anschauungen bewirkten eine Änderung in denen des Offizierkorps, das nach und nach seine Abneigung gegen die Wissenschaften aufzugeben begann. Ein Kleist starb den Heldentod unter Preußens Fahnen, bei der Besetzung Leipzigs bezeugten preussische Offiziere dem Dichter Gellert ihre Verehrung, und in Frankfurt a. O. hörte nach dem Kriege der Lieutenant von Warsch die Kollegen der Universität, wobei ihm sein Oberst gestattete, nötigenfalls sogar die Wache zu verlassen.

Neben der Richtung auf eine höhere Ausbildung der Offiziere ging fortgesetzt die peinlichste Beobachtung der Disziplin einher, welcher der Offizier ebenso wie der Gemeine unterlag. Bei Spaziergängen vor das Thor hatten sie sich vorher zu melden. Sympathischer werden uns die wiederholten Verbote des Hazardspiels sein. Eine Sisyphusarbeit war für die Regimentschefs der Kampf mit der Neigung, den Anzug mehr den Forderungen der Mode als des Reglements anzupassen; immer wieder erscheinen die Klagen der zu kurzen Westen, zu dicken Böpfe und ähnlicher Extravaganzen. In diesen und ähnlichen Fragen zeigt

sich, wie sehr Friedrich der Große gleich seinem Vater ein patriarchalisches Verhältnis zu seinen Offizieren wahrte. Er nahm Anteil am Wohl und Wehe der Einzelnen und ließ ihnen gelegentlich wohlwollende Ermahnungen zukommen im Stil der Neujahrsgratulation: „Ihro Majestät der König lassen alle Herrn Offiziers zum neuen Jahr gratulieren, und die nicht so sind, wie sie sein sollten, möchten sich bessern.“ Friedrichs durchdringender Blick, verbunden mit einer wunderbaren Personalkenntnis übersah kein Verdienst und keinen Fehler. Davon zeugen besonders seine Randverfügungen auf Beförderungsgesuchen. Da heißt es einmal: „Ist ein Windbeutel und nichts mit ihm zu machen“, ein andermal: „Wenn sein Kop wird vernünftig werden und er keine Stänkereien angeben wird.“ Aber auch der Dank des Königs fehlte dem Verdienst nicht. Die Überweisung einer Dotation an den Major v. Köhler von den Ziethen Husaren begleitete er mit den Worten: „Das ist für die Campagne von 1762.“ Zu drastischen Bemerkungen gab besonders Friedrichs Abneigung gegen die Heiraten seiner Offiziere Anlaß, weil er darin eine Ablenkung vom Dienst erblickte: „Wenn Husaren Weiber nehmen So seindt sie selten noch einen Schuß pulver wert.“ Wenigstens aber sollte kein

bürgerliche Offiziere
ritten. Daß dem
g der Adel nur un-
der Voraussetzung
nnter stitlicher Ei-
haften etwas galt,
r oft mit nicht miß-
stehender Schärfe
erkennen gegeben.
bairische Gräfin,
m Aufnahme ihres
nes in die preussische
ee bat, um ihn durch
ge Disziplin zu bes-
wurde bedeutet:
suche guthe offiziers,
was liberlich ist
hier weck gejaget,
dergleichen Leuten
ihr nicht gebient“,
ein Graf, der auf
1 Titel hin Beför-
ig seines Sohnes

Abb. 164. Preuß. Offizier inmitten seiner Familie. Kpfr. von G. J. Schmidt (1712—1775). erbat, mußte die Ant-

Offizier eine Verbindung unter ungünstigen ma-
teriellen Bedingungen schließen und ein Oberst
erhielt den Konsens für die Heirat seiner Schwester
mit einem Lieutenant seines Regiments mit dem
Bemerkten: „Wenn aber hiernächst Hunger und
Durst zusammen kommt, so werdet Ihr solches
Euch selbst zuzuschreiben haben.“ Im Zusammen-
hang mit dieser persönlichen Anteilnahme steht es,
daß der König den Männern sich besonders nahe
verbunden fühlte, die durch Familientradition dem
Heere angehörten, wie es damals nur der Adel
konnte. In eigentümlichem Widerspruch zu den
Forderungen der Wirklichkeit sollten bürgerliche
Offiziere in der Regel nur der Artillerie und den
Husaren angehören, also gerade den Waffen, die
in besonderem Maße Kenntnisse und selbständige
Aktionsfähigkeit verlangten; aber sie galten nun
einmal der militärischen Anschauung der Zeit nicht
für voll. Vor einseitiger Ausartung blieb das
Prinzip bewahrt, solange das nicht zu trübende
Auge des Gewaltigen über die Brauchbarkeit seiner
Offiziere wachte. Die berühmte Hohenziedberger
Attake des Regiments Bayreuth-Drögoner sind

wort hören: „Junge Grafen, die nichts lernen,
sind Ignoranten in allen Landen. In Engels-
land ist des Königs Sohn Witspyman auf einem
Schiff, um die Maneuvres zur See zu lernen.
Also im Fall daß ein Wunder geschehen und
ein Graf der Welt und seinem Vaterlande was
nuze werden sollte, so muß er sein Handwerk ler-
nen, denn Geburth und Tituls sind Rarens Posen
und ist nichts rühmliches als das mérite perso-
nelle.“ Was den König leitete, war die Anschau-
ung von dem überlieferten Verufe der Stände,
deren jeder im Staate seine besondere Aufgabe
zu erfüllen habe. Auch den Beamtenstand wünschte
er am liebsten aus sich selbst ergänzt zu sehen,
und ein Aufsteigen der unteren Stände durch
Aneignen höherer Bildung war nicht nach seinem
Sinne. Der Adel war ihm der geborene Führer
der ja meist vom Lande sich rekrutierenden Sol-
daten, und in der That war in den armen preu-
ßischen Adelsfamilien die militärische Überlieferung
eine Macht geworden, in deren Bannkreis der
Einzelne aufwuchs, gewiß, schon als Knabe den
Rock des Königs zu tragen. „Ich war bei dem

Regiment der vierundzwanzigste Junker und wäre ebenso gern der fünfzigste geworden, so lieb war mir der Soldatenstand“, heißt es im Tagebuch des Lieutenants von Hülßen. Als der General von Below in Königsberg den Sechszehnjährigen bei der Vorstellung mit den verdrießlichen Worten empfing: „Das ist ja ein Kind, den kann ich nicht nehmen“, erwiderte er treuherzig: „Ich werde schon wachsen, Herr General.“ Den vom Schildwacht stehen in einer kalten Nacht ganz Erstarrten ließ der wachhabende Kapitän auf den Ofen setzen. Die furchtbaren Kriegsverluste rückten die Altersgrenze noch herunter. Hülßen erzählt von einer Feldwacht mit einem dreizehnjährigen Junker von Glöden, der den inspizierenden Zietzen zu dem Ausruf bewegte: „Lieber Gott, was für ein Kind!“ In diesen Familien erwuchs die spartanische Gesinnung, die uns in so vielen Zügen der harten Zeit erhebend entgegentritt, die Gesinnung der Abschiedsworte, die dem kleinen Jun-

ker von Hülßen seine in bitterer Armut lebende Mutter zurief: „Erinnere dich beständig, daß du ein Edelmann bist und also besser denken und auch besser handeln mußt als der Pöbel. Die Tugenden unserer Vorfahren helfen uns nichts, wenn wir durch Niederträchtigkeit das Haus beschimpfen, aus dem wir entsprossen sind. — Ob mir Gott den Wunsch noch erhören wird, dich einmal wieder zu sehen, das weiß ich nicht. Das aber weiß ich ganz gewiß, daß ich dich alsdann als einen rechtschaffenen Menschen wiedersehe oder gar nicht.“ Nach dreizehn Jahren hat der aus dem Feldzug Heimgekehrte die Mutter wiedergesehen, und ihm wurde das höchste Glück, was Kindesliebe ersennen kann: er durfte ihr die letzten Jahre eines sorgenreichen Lebens erleichtern und sie in seinen Armen sterben sehen. Sie schied mit den tapfern Worten: „So will ich denn auch abmarschieren.“

Ein Heer, in welchem die sittlichen Mächte solchen Einfluß gewonnen hatten, mußte auch der Religion gegenüber eine ganz andere Stellung einnehmen, als sie noch im Anfang des Jahrhunderts in militärischen Kreisen bemerkbar war. Die Anschauungen Friedrichs des Großen sind in diesem Punkte für seine Soldaten nicht maßgebend gewesen; er beanspruchte das auch keineswegs und mußte die aufrichtige Frömmigkeit eines Zietzen zu schonen. Die Gesinnung, die den Choral von Leuthen in die Dezembernacht hinaus klingen ließ, tritt uns immer wieder entgegen. Bei der Nachricht der Kapitulation von Schweidnitz ruft der Lieutenant von Hülßen auf Feldwache: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir gutes gethan hat,“ und der Soldat am Gewehr erwidert: „Ja, Herr Lieutenant, Gott sei gelobt!“ Von den Soldatenliedern der Zeit lautet eins der frischesten:

Ein Soldat bin ich eben und steh vor meinem Feind,
In Freud und Leid muß leben wie mir es Gott bereit.
Wenn ich steh in dem Feld oder lieg in dem Zelt,
Hab ich mich Gott befohlen, er mach's wie's ihm gefällt.
Und wenn der Feind anrückt an unser Vaterland,
Da sich dann mancher bückt, wie uns ist wohl bekannt,
Doch schlagen wir den Feind und machen uns brav
Beut',

Und die im Tod erbleichen kommen zur Himmelsfreud.

Dem religiösen Bedürfnis seiner Soldaten verfehlte der König nicht durch Anstellung tüchtiger

Abb. 167. Feldlager ca. 1750. Gleichzeitiges Kpfr. München, Kupferstichkabinett.

Feldprediger Rechnung zu tragen. Wie diese Männer ihre Pflicht auffaßten, dafür legt eine Episode der Schlacht bei Chotusitz (1742) Zeugnis ab. Ein Bericht der Hallischen Zeitung darüber lautet: „In der Aktion ereignete sich dieses Son- derbare, daß, als anfangs etliche unserer Eskadrons auseinander gesprengt wurden, sich ein wohlgebildeter Mensch, der aber nicht vom Militärstande war, mit dem Degen in der Faust einfand, die Offiziere und Gemeinen aufs beste encouragierte und mit solcher Hitze dem Feind, der uns in den Rücken fallen wollte, entgegen gieng, daß dieser dreimal repoussiert und dadurch der beste Teil unserer Bagage, auch vieler hundert Menschen Leben gerettet ward.“ Die Volksfage wußte vom Erscheinen und Verschwinden eines schwarzen Mannes zu berichten. Der Ruhm der heldenmütigen Entschlossenheit gebührt dem Feldprediger Seegebart vom erbprinzlich anhaltischen Infanterie-Regiment, dem der König auf dem Schlachtfelde eine Hauptmannsstelle angeboten haben soll. Jedenfalls zog es Seegebart, der auch später mit einiger Scheu von seiner ungeistlichen Bravour zu sprechen pflegte, vor, seinem Berufe treu zu bleiben; er ist als Pfarrer zu Egin in der Kurmark gestorben.

Der wachsende Einfluß moralischer Impulse war von um so höherem Werte, als in der Kriegsführung vielfach noch eine überraschende Roheit der Anschauungen zu Tage tritt. Das gilt besonders von

dem immer noch sehr traurigen Lose der Verwundeten. Ihre Behandlung erfolgte zuerst in fliegenden Lazaretten, dann in stehenden, die auf der Operationsbasis des Heeres errichtet waren. Über letztere berichtet Steinbergers Chronik 1741 aus Breslau: „Den 17. April kamen wieder vorm Sandthor 17 Schiffe voll preussischer blessierter Soldaten an, wurden in dasige Häuser wie auch in der Stadt ins Matthiaskloster 86 Mann, in gleichen ins Kapuziner- und Franziskanerkloster einquartiert. Im Sandkloster sollen 150 Mann liegen, am Thor stund mit Kreiden angeschrieben: Vor das Königl. Leibregiment und Alt-Deßau. Alle Balbir, Bader und Feldscherer mußten hierzu hilfreiche Hand leisten. Zwar sind viele der Blessierten gestorben, doch die meisten kuriert worden.“ Das Letzte ist wohl eine sehr optimistische Ansicht, denn wirkliche medizinische Bildung besaßen nur die Regimentsfeldscherer, deren einer nach der Erzählung eines Erfahrenen in die Lage kam, 300—400 Verwundete täglich zu verbinden. Die Bemühungen Friedrichs des Großen um Heranbildung eines militärärztlichen Standes hatten nur langsam Erfolg. Nicht einmal die schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts aufgetauchten Bestrebungen, das ärztliche Personal zu neutralisieren, waren durchgedrungen. Nach der Schlacht bei Leuthen bringt ein Zierthenhusar mehreren verwundeten Offizieren einen feindlichen Regimentsfeldscher als Gefangenen, dem er mit

den Wertsachen auch sein chirurgisches Besteck abgenommen hat, sodaß jener dem Erzähler dieser Begebenheit eine Kugel mit dem Federmesser aus der Schulter schneiden muß. Um so mehr berührt in roher Zeit menschlich wohlthuend die Fürsorge, die der große König allezeit den in seinem Dienste Verwundeten zuwendete. Nach der Schlacht von Lorgau wollte er, wie der hierbei verwundete Lieutenant von Warszewisch erzählt, im Predigerhause eines benachbarten Dorfes Quartier nehmen. „Da aber Se. Majestät erfuhren, daß das Haus mit Blessierten besetzt war, so sagten sie, die Offiziers sollten in denen Stuben bleiben und sich verbinden lassen. Es ward daher die Kirche aufgeschlossen und sie verblieben daselbst die Nacht. Hieraus kann man genugsam sehen, was Se. Majestät vor eine große Liebe gegen ihre Offiziers und Soldaten hatten.“ Bekannt ist die Erzählung, wie Friedrich dem verwundeten Obristen von Forcade bei einer Tour im Berliner Schlosse 1746 einen Stuhl brachte mit den Worten: „Ein so braver Mann, als Er ist, verdient, daß der König selbst ihm einen Stuhl bringt.“

Die Heldenkämpfe des Preussenkönigs, die in

seinen Unterthanen zuerst die erloschene Staatsempfindung wieder belebten, hatten auch den Erfolg, den verhassten oder verachteten Soldaten wieder volkstümlich zu machen. Das Volk, das den soldatischen Übermut Fremder im eignen Hause schalten zu sehen sich gewöhnt hatte, zählte mit Stolz die Krieger zu den Seinen, auf die eine Welt in Bewunderung blickte. Ist doch die literarische Einwirkung der preussischen Waffenthaten eine außerordentliche gewesen und keineswegs nur in den unmittelbar beteiligten Staaten. Wie in den Kaffeehäusern Venedigs die Parteien der Teresiani und Prussiani sich in ebenso formgewandten wie boshaften Sonetten bekämpften, so preisen in Holland Gedichte und auf Wivathändern und Schnupstabsdosen prangende Devisen Friedrichs Thaten. Die volkstümlichste Truppe seines Heeres, die Husaren, verherrlicht ein holländischer Holzschnitt von 1759 etwa. Grimmigen Blickes mit geschwungenem Säbel sprengt der Husar über das Schlachtfeld, Mäße und Schabrade mit dem Totenkopf geziert, während an seinem Sattel in etwas starker künstlerischer Freiheit — abgehauene Köpfe hängen. Darunter stehen die pathetischen Verse:

O schrecklicher Betrieb durch Übermaß von Mut!
Husar, du labst die Brust mit lauem Feindesblut.
Und doch, dein schneidig Schwert kann Friedrich nicht
entbehren,
Ist's übel auch, so gilt's dem Übel doch zu wehren.

Welche Bewegung mußte das unvergleichliche Heer erst in den Anschauungen der eignen Landleute hervorrufen, die so lange des Kriegsrühms entwöhnt waren. Bürger und Bauer gewöhnten sich, im Soldaten nicht mehr eine Landplage, sondern ihren Beschützer zu sehen. Durch die starke Vermehrung der Truppen und die bei den wechselnden Kriegsschauplätzen erfordernden Hin- und Hermärsche wurden viele erst in nähere Berührung mit dem Heere gebracht. So erzählt der oben mehrfach genannte Hülsen beim Ausmarsch aus seiner Königsberger Garnison von einem Dorfquartier: „Den Leuten waren die Soldaten ganz unbekannte Wesen, vor denen sie eine ganz unschreibliche Furcht hatten. Wie ehemals dem Moloch Kinder geopfert wurden, so opferten ihnen nun diese Leute Fressen.“ Dieselbe Stimmung atmen in der ausgedehnten Flugschriftenlitteratur

Abb. 168. Friedrich II. bringt dem Obrist von Forcade einen Stuhl. Kpr. von D. Chodowiecki (1726—1801).

<p>Nehmt, Kinder, nehmt den Mars, der Dausch: Durchwürgt, und angeflammt, die Rüstung Der Friede (1) schwinget sich durch die ge- Und läßt euch wiederum die Freuden Die Kriegesflamme hat nun einmahl ausge- Der Krieger freche (2) Schaar durchzieht</p>	<p>Die hohe Mächte sind nun einmahl eins ge- Und treten zum Vergleich (3) dieß setzt Das längst gewünschte Ziel, und endiget Der wilden Bluthier. Dieß hebt die Zwei = (5) Theresia, August und Friedrich liebt Was nützt doch der Krieg? er schadet a =</p>	<p>Drum Kinder, werft den Mars (6), der Die Trommel vor den Fyls und nehmt ihm Denn es geschieht ihm recht. Er hat ge- Sein Urtheil wurde ihm in Hubertsburg (7) Geht nun und plaget den, der euch vorher Daß es nicht noch einmahl zu euch zu</p>
---	---	---

Abb. 169. Symbolische Darstellung des Hubertsburger Friedens. 1763. Kpf. von J. M. Will. Nürnberg, Germanisches Museum.

der Zeit die in der von Alters her beliebten Dialogform gehaltenen Gespräche zwischen Bauer und Soldat. Da tritt der Soldat in alter Landsknechtsweise auf:

Glück zu, Herr Wirt, Gott grüße Euch,
Mir dünkt fürwahr, Ihr seid brav reich,
Ihr gebt uns jezo frei Quartier,
Laßt kochen und braten, schafft Wein und Bier.

Mühsamutig entgegnet der Bauer:

Süß willkommen ut dat Geld
Ik hebbe weder Gut noch Geld
Und bin gewiß en armer Bur
Der sin Brot verdient recht suhr.

Aber das hilft ihm nichts:

Nun so laß dich's nicht verdrießen,
Daß ich trete dich mit Füßen.
Denn du weißt, die Kriegesleut
Müssen vor dich in den Streit.
Davor seind wir Feldsoldaten
Und verrichten tapfre Thaten
Mit der Flinten und Pistolen,
Drum muß man euch recht rumbolen.

Indessen mit der Auffassung der Wirklichkeit änderte sich auch ihr litterarisches Spiegelbild und an Stelle der satirischen Behandlung des Soldaten begann eine idealisierende zu treten. Der

Stand, so lange das Stichblatt des Wiges, wird schon andern mit einer gewissen Vorliebe gegenübergestellt wie in Chodowiecki's Bildercyklus, der die Brautwerbung der verschiedenen Stände zur Darstellung bringt. Die gelehrten Berufe durchmessen alle Stufen pedantischer Lächerlichkeit, während der Soldat nach dem Rezept verfährt, das Mephisto dem Schüler giebt. Der litterarische Typus des Soldaten gewann eine andere Gestalt, indem an Stelle der Prahlerei und Genusssucht ein ganz neuer Charakterzug eingeführt wurde, die Pflichttreue. Eine der oben erwähnten dialogischen Flugschriften führt nicht ohne Geschick als Vertreter straffen soldatischen Geistes einem sächsischen Rekruten gegenüber einen preussischen Freiparteigänger auf, d. h. einen Angehörigen der von Friedrich II. als Gegengewicht der österreichischen leichten Truppen aufgestellten Freibataillone. Der Sachse, zum preussischen Dienst gepreßt, fühlt sich durchaus nicht zum Helden geboren und hält dem Preußen entgegen: „Ein Wunder wäre es zwar nicht, daß ihr Helden sein könntet, so man's überlegt, in was vor Sklaverei ihr lebet, wie ihr schon als kleine neugeborne Kindlein in der Wiegen zu Soldaten gemacht werdet und den Paß ins Haus zugeschickt bekommt. Es ist ja Bürger und Bauer in des Königs von Preußen Landen Soldat und ist oft nicht der geistliche Stand davon ausgenommen. Allein wie glücklich sind wir Sachsen dahingegen, die wir in der ruhigsten Freiheit des Soldatenjochs entledigt sein.“ Dawider rühmt nun der Preuße den Soldatenstand: „Es kommt euch nur im Anfang etwas fremde vor, daß ihr den Officiren auf's Wort gehorsamen müßet, wollt ihr anders nicht den Prügel auf den Buckel haben. Es gewohnt sich mit der Zeit dasselbige auch, und ihr werdet noch einmal das Soldatenleben allen anderen Ständen vorziehen. Ein Soldat hat seine Montur und Löhnung. Er darf sich nicht zu Tode arbeiten. Er braucht auch nicht zu sorgen, wo er Brot hernehmen soll, und ist nur das einzige, daß er zu lernen hat, daß er auf's Wort merke und seines Officirs Befehl gehorame. Sobald er nun seinen eigenen Willen und Eigensinn anfangen lernt zu brechen, sobald wird er auch an dem Soldatenleben anfangen einen gout zu bekommen. Einen

Abb. 170. Heiratsantrag des Offiziers. Kpfr. von D. Chodowiecki (1726—1801).

Soldaten mangelt ganz und gar nichts und besitzt alles das, was ein anderer Stand erst suchen muß mit vielem Gelde zu erlangen. Ist's nicht wahr? Hat er nicht seine vollkommene Kleidung und Wäsche? Solche reinlich zu halten kommt einem jeden Menschen zu und also auch einem Soldaten. Hat er nicht sein Quartier? Da sich andere müß-

sen halb zu Tode püffeln, damit sie nur soviel erwerben, daß sie den kostbaren Hauszins zusammen bringen. da braucht ein Soldat nicht die geringste Sorge." Der Sachse kann sich nicht von seinen unangenehmen Erinnerungen losreißen: „So ich an meine barbarische Lehrmeister gedanke, die mir das Exerciren gelernet haben, komme ich ganz außer mich, denn ich habe recht barbarische, tyrannische und mörderische Prügel gekriegt. Sollte einem nicht der Appetit zum Soldatenwesen vergehen?" Darauf hält ihm der Preuße ein heute noch giltiges Argument entgegen: „Wer weiß, ob ihr euch nicht mit allem Fleiß dumm und ungeschickt angelassen habt. Denkt ihr nicht, daß den Officiren auch die Geduld entgehet, so sie sehen, daß es fast nicht anders sein kann, als daß die Anfänger im Exerciren sich mit Fleiß dumm stellen und den Lehrmeister nur verdrießlich zu machen suchen?" Am deutlichsten tritt die Wendung der litterarischen Anschauung in der Poesie zu Tage. Der friedfertige Halberstädter Domsekretär Gleim, der bisher einer Dichtung harmlosen Lebensgenusses gehuldigt, trat unvermutet in der Maske eines preussischen Grenadiers auf den Plan, die ihm allerdings herzlich wenig stand. Seine Kriegslieder, die flugblattartig nach den einzelnen Schlachten erschienen und erst 1758 gesammelt wurden, sind nichts weniger als volksthümlich. Sie sind zu langatmig — zählt doch das auf die Schlacht von Leuthen

(1712—75).

58 Strophen — und können sich von der unvermeidlichen mythologischen Dekoration des Zeitgeschmacks nicht fern halten. Die Wirkung auf die Zeitgenossen ist indessen eine große gewesen. Das Hineingreifen der Dichtung in den von der Wirklichkeit dargebotenen Stoff und die Bewertung eines bis dahin höchst prosaisch aufgefaßten Standes waren neu und originell. Für die Belebung preussischer Gesinnung waren die Grenadierlieder ein gewichtiges Mittel und nicht unberechtigt die Anerkennung des Mannes, der hierfür entscheidend gewirkt hat: Lessings. Wie er in seiner Minna von Barnhelm den Soldaten realistisch und doch ganz abweichend von der bisherigen burlesken Art auf die Bühne brachte, das ist für die künftige poetische Gestaltung entscheidend geworden; es bedeutet zum ersten Mal eine Versöhnung der kriegerischen und der gelehrten Bildung, deren Gegensatz sich durch die gesamte Geschichte unserer Litteratur hindurchzieht. Für den poetischen Konflikt hat er sich die beliebte Gegenüberstellung von sächsischem und preussischem Wesen nicht entgehen lassen, deren Beobachtung dem Sachsen als Sekretär des preussischen Generals von Lauenzien nahe genug gelegen hatte. „Es ist doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachsen zu sein“, meint Franziska, der der Major von Tellheim in Stiefeln „gar zu brav, gar zu preussisch“ ausieht. Auch die Verbindung beider Gegensätze war ein im Zeitgeschmack beliebtes

Thema, aber wie ist es von Lessing veredelt worden! Das Verhältnis zwischen Mars und Venus, zu allen Zeiten ein Gegenstand der militärischen Satire, hat auch in der fridericianischen Zeit mehr als deutliche Erörterung erfahren. In der oben erwähnten dialogischen Flugschrift unterläßt der erhobte Sachse nicht darauf hinzuweisen, daß die preussischen Soldaten „durch Geschenke oder Karsessen bei hübschen Mädgen einen Zutritt suchen.“ Diese sinnige Beobachtung bildet das Thema eines Lustspiels von 1759: der Soldat

in den Winterquartieren, das die Erfolge der Preußen bei dem schönern Teil der besiegten Nationen operettenhaft behandelt:

Meiner Muskateller
Aus dem frischen Keller
Schmeckt so lieblich nicht,
Als wenn man mit Scherzen
Hübscher Mädchen Herzen
Ew'ge Treu verspricht.
Wenn man mehr als eine
Zur Geliebten hat
Und nimmt gleichwohl keine,
So mach's der Soldat.

Wenn dagegen Lessing seinen Major wie dessen Wachtmeister eine kellose Ritterlichkeit bewähren läßt, so ist dieser Zug, der auch in Lessing's Memoiren mehrfach hervortritt, als die Frucht eigener Beobachtung der Wirklichkeit anzusehen. Denn Lessing's Soldaten sind keineswegs idealisierte Schablonen, denn in ihren Vorzügen und Schwächen Typen ihres Standes, in ihrer Sprache sie auch reden. Wie vertraut sind sie uns alle noch heute, der Offizier, tapfer, ehrenhaft, menschlich, freundlich, aber abhängig von dem äußerlichen Ehrbegriff, der Wachtmeister, ein gutmütiger Hausvater, ein von unruhiger Abenteuerlust erfüllter, rechter Nachkomme der Landsknechte, endlich der grobe, unersittlich anhängliche Bursche. Dem gegenüber repräsentiert der edelmütige Lieutenant Riccaut de la Rivinière, der Prahlscham und Eitelkeiter, die zweifelhaften Elemente des preussischen Heeres. Der durch Friedrich's Thaten geweckte Nationalstolz war soweit erstarrt, daß der Dichter die verächtlichen Typen aus dem frühern Bilde des Soldaten nur an dem früher beobachteten Franzosen zur Darstellung brachte. Diese Gestalt gehört zum Zeitkolorit des Lessing'schen Lustspiels, das 1763 geschaffen, vier Jahre später aufgeführt wurde, bei

Beilage 6. Lager der Kaiserlichen Truppen im Breisgau 1795. Nach einer kolorierten Zeichnung. Nürnberg, Germanisches Museum.

Abb. 173. Parade der Leibgrenadiergarde vor Joseph II. in Dresden 1766. Gleichzeitiges Kpfr. Dresden, Stadtbibliothek.

der Zeichnung der übrigen hat der Dichter mit dem Seherblick des Genius die bleibenden Eigenschaften des deutschen Soldaten herausgegriffen, die stellenweise verdunkelt, immer wieder zum Durchbruch kamen und in ihrer Vereinigung noch heut dem Heere sein Gepräge geben. Einen wesentlichen Zug zu diesem veränderten Bilde liefern die Selbstzeugnisse der Soldaten, wie sie neben den schon erwähnten Aufzeichnungen und Briefen ihre Lieder darstellen. Zum ersten Mal seit den wüsten Zeiten des großen Krieges finden Soldatenstolz und Soldatenhumor ihren Ausdruck im preussischen Lager. Welche Frische im Vergleich zu den gesuchten Reimereien des siebzehnten Jahrhunderts liegt nicht in dem Liede, mit dem der dritte schlesische Krieg begrüßt wurde:

Die Sonne scheint über die Berge
Am blauen Himmelszelt;
Ha lustig, ihr Brüder, wir müssen
Jetzt wieder rücken ins Feld!

Fridericus ruft, unser König:
Alles frisch ins Gewehr!
Es wollen so viele Feinde
Auf unsre Preußen daher.

Östreicher, Russen und Sachsen,
Franzosen, die schwören zum Streit,
Die wollen uns ganz auffressen,
Zeigt, daß ihr Kerles seid!

Fridericus, seie nicht bange,
Wir werden schon fertig mit sie;
Thu du uns nur kommandieren,
So pfeffern wir ihnen die Brüh!

Das fröhliche Selbstvertrauen war in der That etwas neues in dem damaligen preussischen Heer, wie es ein scharfer Beobachter, der französische Gesandte Marquis von Valory, fein herausgeföhlt hat. Er berichtet 1748: „Man muß sagen, daß sich der Geist der Truppen seit dem Beginn des glänzenden Feldzugs von 1745 sehr geändert hat und daß ihr Mut gewachsen ist. Sie haben den Nutzen von Ordnung und Disziplin begriffen und unterwerfen sich ihr in vernünftiger Resignation, was sie einst mit Traurigkeit und Erniedrigung thaten.“

Nur in dem Großstaate Preußen freilich bot sich Gelegenheit zu rühmlicher Entfaltung der Kräfte, die anderswo der Verkümmernng oder dem Mißbrauch anheim fielen. Der Fürst, der die Aufopferung für den Staat als seine wie jedes

Germanisches Museum.

Untertanen Pflicht betrachtete, sah mit harter Verachtung auf die kleinen Landesherren, die zur Befriedigung ihrer luxuriösen Privatneigungen ihre Untertanen dem Auslande vermieteten. Die Verlegenheit Englands infolge des amerikanischen Krieges ließen diesen schmachvollen Handel von neuem aufblühen und die deutschen Fürsten, deren Reichskontingente eine so klägliche Rolle gespielt hatten, vermochten zwei Jahrzehnte später tausende für den Blutpreis zu opfern, von denen nicht die Hälfte die Heimat wieder sah. Kaum glaublich will es uns heute scheinen, daß noch in des großen Friedrich letzten Jahren der Leipziger Student Seume, von heftigen Werbern gepreßt, mit zahlreichen Leidensgefährten nach Amerika geschafft worden ist, gleich Gefangenen bewacht, unter Umständen, die wir sonst von Sklavenschiffen kennen. Auf der Fahrt die Weser hinab „wo die Schönheiten der Natur durch den Gedanken der alten jetzt verlorenen Nationallehre magisch beleuchtet werden“, wurden in der Nähe von Minden, um das preussische Gebiet zu umgehen, die preussischen Landeskinder und Deserteure ausgeschifft, „die beständig vom alten Fritz und Seidlitz und Schwerin sprachen und sich nichts

Kleines dünkten.“ So lebte auch in den verlorenen Söhnen des ruhmvollsten deutschen Heeres das Selbstgefühl fort.

Die Kräfte, welche der große König in seinem Volke und Heere geweckt, mehr noch durch die vorbildliche Pflichttreue seines unvergleichlichen Lebens als durch seine Thaten, sie haben ihre Macht bewährt, als das den Mitlebenden Unfaßliche geschah, die Schöpfung des Gewaltigen einundzwanzig Jahre nach seinem Tode zusammenbrach. Nicht als ob das Heer schlecht gewesen wäre — zahlreich sind aus der furchtbaren Zeit die Zeugnisse erhalten des Heldennutes im Kampfe, des Schmerzes über die erlittene Schmach. Aber die unverwundliche kriegerische Lässigkeit war kein Gegengewicht für die Fehler der Organisation. Zu ängstlich bemüht, das große Erbe der Vergangenheit zu wahren, hatte man versäumt, es durch Fortarbeiten nutzbar zu machen. Die Idee, welche das gesamte Heerwesen umzugestalten befehlen war, deren Keime das preussische Kantonsystem bereits aufwies, hatte man verfallen lassen. Vergebens war die Mahnung des französischen Konstriptionswesens; nur die süddeutschen Bauerschaften fochten als ungeordneter Lands

sturm an der Seite regulärer österreichischer Truppen, als Preußen im Baseler Frieden 1795 auf eine große Aufgabe verzichtet hatte. Die schon von Friedrich dem Großen aus wirtschaftlichen Rücksichten mehr und mehr ausgedehnten Befreiungen von der Dienstpflcht hatten immer weitere Kreise grade der gebildeten und wohlhabenden Bevölkerung der ernstesten aller Bürgerpflichten entwöhnt. Die Folge war ein Verfall des Gefühls der Verantwortlichkeit gegen den Staat in allen Ständen. Das ist der Abfall der gemeinen Ehre, den Justus Möser bereits wenige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege beklagte. Er befürwortete Uniformierung und

Abb. 176. Kriegsdrangsale in Franken 1796. Gleichzeitiges Kpfr. München, Sammlung von Volkamer.

Waffenübung aller Stadtbürger, denn „sobald Schwert und Pflug getrennt wurden, so wurde dieser schimpflich und verlassen, jenes aber geehrt und gesucht.“ Dazu kam die Rückständigkeit in vielen militärischen Einrichtungen, deren Anerkennung von den maßgebenden Autoritäten als Sakrileg angesehen wurde. Die Beibehaltung des Erfasses, gemischt aus geworbenen Ausländern und mangelhaft ausgebildeten Landeskindern, bedingte eine solche der veralteten Taktik, denn mit so zweifelhaftem Material durfte man die aufgelöste Fechtart der neuen Zeit nicht wagen. Daraus ergab sich eine mangelhafte Heranbildung der Führer zu selbständiger Entschlußfähigkeit: die Armee war zu einer Maschine geworden, die versagte, sobald der starke Wille des Einzigen sie nicht mehr lenkte. Diese mechanische Auffassung des Heeresorganismus ließ auch die Pflege der sittlichen Mächte, des nationalen Empfindens und des kriegerischen Ehrgefühls, die eine große Zeit geweckt hatte, wieder einschlummern. Einzelne vom persönlichen Wohlwollen der beiden folgenden Herrscher eingegebene Verbesserungen vermochten das Erstarren der altüberlieferten Formen nicht aufzuhalten. Das an einer großen Vergangenheit genährte Selbstgefühl, ohne die Möglichkeit, sich durch eigene Leistungen zu rechtfertigen, äußerte sich vielfach in schroffer Überhebung gegen andere Stände. Besonders die schon von Friedrich dem Großen beklagte Abneigung der Offiziere gegen wissenschaftliche Studien wuchs sich zu einem militärischen Vorurteil aus, unter dem noch Scharn-

horst zu leiden hatte, dessen schöpferischer Geist dem zerschlagenen Staate die Rettung fand. Zögling der von Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe errichteten Kriegsschule hatte er die allgemeine Wehrpflicht schon zur Zeit des siebenjährigen Krieges in dem kleinen Lande verwirklicht gesehen. Vom König an die Spitze der Reorganisationskommission gestellt, der auch Sneysenau, Grolman, Bogen angehörten, wußte er dem immer noch nicht verstummten Widerspruche zum Trotz die Erneuerung des Heeres durchzuführen. Durch die Beschränkung des Erfasses auf Landeskinder und die Ausschließung aller entehrenden Strafen wurde den nationalen und sittlichen Impulsen freie Bahn geschaffen, durch das Krümpersystem ermöglicht, alle Wehrfähigen durch die Schule des Heeres gehen zu lassen, ohne sie ihren bürgerlichen Berufen zu entfremden. Zur That wurde Fichtes Forderung: Jeder ohne Ausnahme und ohne Stellvertretung hat für die Freiheit des Staates zu kämpfen und muß nicht leben wollen, wenn nicht als Sieger. So wurden dem überlegenen Gegner gegenüber die Erfolge der Freiheitskriege möglich, in deren Thaten zum ersten Mal seit lange wieder Schlachtenjorn und Schlachtenfreude in altgermanischer Weise emporlodern. In den Flammen dieser Begeisterung zerschmolz was lange Volk und Heer geschieden hatte; das deutsche Volk kehrte zurück zu der natürlichen Anschauung seiner Altvordern, die Waffenpflicht als das erste Mannesrecht zu betrachten. Damit erlosch auch die alte unholde Eifersucht zwischen den Vertretern der

*Es ist nur ein kleiner Krieg, aber
Es ist ein großer Kampf.*

*Es ist nur ein kleiner Krieg, aber
Es ist ein großer Kampf.*

Abb. 177. Kriegsdrangsale in Franken 1796. Gleichzeitiges Kpfr. München, Sammlung von Volkamer.

Waffen und der Wissenschaften. Hatte doch auch die Forschung zur Wiederbelebung nationalen Sinnes beigetragen, indem sie aus den Schachten der Vergangenheit das Gold verschütteter Geistes- schätze förderte, und in den Kampf- und Rache- liedern erwuchs zum ersten Mal wieder eine natio- nale Dichtung, deren edelste Sänger mit der Leier das Schwert führten. Und als der ersehnte Tag der Vergeltung anbrach, da „erwachte“, nach Treitschkes Worten, „früher und bewußter als in der Masse der vaterländische Zorn unter dem Kriegsadel und unter den Gelehrten. Der mili- tärische Stolz des alten Preußentums und der fühne Idealismus der jungen deutschen Literatur begegneten sich plötzlich in einem Gedanken.“ So erfüllte sich das Wort Justus Mörsers: „Wa- rum sollte ein Doktor der Rechte nicht so gut mit dem Degen als mit der Feder fechten?“ Nur wenige Jahrzehnte und Deutschland konnte seinen größten Soldaten zu seinen ersten Schriftstellern zählen: Wolke.

Der durch Scharnhorsts Reformen geschaffenen Heeresorganisation blieb das Schicksal erspart,

hinter der Zeit zurückzubleiben. Die soldatische Einsicht und die Herrscherkraft in König Wilhelm vereint, gestützt auf getreue Helfer, haben ihr eine Weiterentwicklung geschaffen, die des Reiches alte Herrlichkeit wieder heraufführte. Wieder wie in den Tagen Kaiser Maximilians, als der Stand aus dem Dunkel hervortritt, ist der deutsche Sol- dat der gefürchtetste auf der Erde, aber zur Tapfer- keit und Kriegserfahrenheit ist ein neues hinzuge- kommen, das König Friedrich Wilhelm I. und sein großer Sohn durch Erziehung und eignes Vorbild dem Heere eingepflanzt haben: die selbstlose Hin- gabe des Einzelnen an das Ganze, die ihre Pflicht thut ohne Aussicht auf Lohn, ja nur auf Beachtung. Wer heute auf den Gefilden vor der deutschen Weste Weg die schlichten Kreuze sieht mit den Worten: „Hier ruhen deutsche Krieger“, der ge- denkt wohl der Inschrift auf dem Denkmal der dreihundert Spartiaten:

Wandrer, kommst du nach Sparta, so melde dorten,
du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befohl.



Inhaltsverzeichnis

Entstehung des Soldnertums. S. 5—18.

Erste Spuren. Germanische Gefolgschaft, Ministerialen. Verfall feudaler Kriegsverfassung, Römerzüge, Soldritterthum infolge der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage. — S. 9. Änderung der Taktik. Einteilung in Gleven. Vermehrung des Fußvolkes, Verminderung der Reiterei. Erfindung des Pulvers. Waffen. Wagenburg. Entstehen eines neuen Kriegerstandes infolge der Waffentaktik und Fernwaffen. — S. 12. Bedeutung der Städte. Mauern. Belagerungsmaschinen. Briestauben. Streitmacht. — S. 16. Bedeutung der Territorien. — S. 18. Die Schweizer Schlacht bei Sempach.

Blütezeit des Söldnertums. S. 19—57.

Die Landsknechte. Kaiser Maximilian. Georg von Frönsberg. Nationale Bedeutung. — S. 21. Häuslichkeit. Weib und Kind. Bube. Waffenehre. Wahl der Führer. Werbung. Schützengilden. Fechtgesellschaften. Kecker Wagemut. Hohn der Landsknechte bei der Eroberung Roms 1527. — S. 28. Sold. Tracht. Führer. Schertlin. Unsicherheit des Unterhaltes. Garbenknechte. Schwelgerei. Trunk. Spiel. — S. 39. Disziplin. Gericht. — S. 41. Artillerie. Entwicklung unter Kaiser Maximilian. Veränderung der Befestigungsart. — S. 42. Soziale Stellung. Feindschaft zwischen Schweizern und Landsknechten. Treue. — S. 45. Litterarische Wertung. Satire. Bruder Veit. Der fromme Landsknecht. Braumarsieren. — Schnurren. — S. 50. Plünderung. Sanitätswesen. Sittliche Bedeutung des Krieges.

Verfall des Söldnertums. S. 57—91.

Taktische Änderungen. Morig von Dranien. Gustav Adolf.
Leichte Reiterei. Artillerie. Befestigungskunst. — S. 66.
Militärische Renommisten. Sittliche Entartung. — S. 68.
Volksmäßige Wehrbestrebungen. Schützengilden. Defen-

stonswesen. Graf Johann von Nassau. Moritz von Hessen. — S. 72. Uniform. — S. 74. Der 30jährige Krieg. Sittlicher Verlust. Militärische Rangordnung. Profos. Troß. Merodebrüder. Soziale Stellung. Sold. Militärisches Unternehmertum. Auschwweifungen. Simpliciſſimus. — S. 81. Gluhen und Aberglauben. Dessen Ablefeld. — S. 85. Litterarische Bedeutung. Rist. Gryppius. Wendelin Schildknecht.

Das moderne Heerwesen. S. 92—157.

Begründung in Brandenburg-Preußen durch Friedrich Wilhelm. Aufhebung der Landmilizen. Kantonsystem 1733. Gleichmäßiges Exercitium. Uniform. Drill. — S. 99. Offiziersbildung. Erste Kriegsschule zu Siegen 1617. Ritterakademie zu Kolberg 1653. Berliner Kadettenhaus 1716—1718. — S. 104. Sanitätswesen. Kirchliche Seelsorge. Gottesfurcht. Aberglauben. Familienwirtschaft des Soldaten. Werbung. Die langen Kerls. — S. 118. Offiziersstand. Erpressungen von der Bevölkerung. Trinkgelage. Raufereien. Offizierreglement 1713. Wirtschaftliche Lage. Avancement von Unteroffizieren. — S. 126. Opposition der bürgerlich-gelehrten Kreise. Der Soldat und der Bürger. Quartierwesen. Soldatische Mißachtung der Gelehrsamkeit. Leopold von Dessau in Halle. — S. 132. Das Heer Friedrichs des Großen. Härte der Disziplin. Deferteure. Taktik. Zierthen. Seidlich. Corpsgeist. Reichstruppen. Lagebuch des Musketier Dominicus. Pflichttreue. — S. 142. Das preussische Offiziercorps. Heranbildung eines Generalsrabes. Patriarchalisches Verhältnis Friedrichs II. zu seinen Offizieren. Bürgerliche Offiziere. — S. 146. Sittlichkeit. Loos der Verwundeten. — S. 150. Litterarische Einflüsse. Sachsens und Preussens. Lessings Minna von Barnhelm. Lustspiele. — S. 153. Fröhliches Selbstvertrauen. Soldatenhandel der Reichsfürsten. Stillstand der Organisation des preussischen Heeres. Reorganisation durch Scharnhorst. Ausblick.

